DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 85

DM 1.50

Österr. S. 12, Schweiz Fr 1.80
Schwed. Kr. 4.25 incl. moms
Italien L 650, Spanien Pts 80
Printed in Germany

Oceanus' Totenheer



Nr. 85

Oceanus' Totenheer

(Odyssee in der Welt des Atoms 5)

Was zuletzt geschah:

Björn Hellmark, der Herr von Marlos, Carminia Brado, die Frau, die er liebt, und Arson, der Mann mit der Silberhaut, wurden durch dämonische Manipulationen in die Welt des Mikrokosmos verschlagen.

Durch seine Begegnung mit Nh'or Thruu, dem Irren von Zoor, hat Björn seine Fähigkeit verloren, sich zu verdoppeln.

Apokalypta, die »ewige Unheilbringerin«, eine der Hauptdämoninnen an Rha-Ta-N'mys Seite, griff in dem Augenblick ein, als es Hellmark gelang, Nh'or Thruu empfindlich zu schlagen. Apokalypta nahm Hellmark gefangen und entführte ihn nach Horron, dem Kontinent der Vergessenen. Sie läßt ihn dort zurück – zwanzigtausend Jahre vor der Zeitrechnung, in der er ursprünglich in den Mikrokosmos kam.

Carminia und Arson wurden durch einen grauen Riesen nach Arnagk gebracht, wo sie allein zurückblieben. Auch ihr Schicksal ist ungewiß…

Während Björn Hellmark – räumlich und zeitlich durch zwanzigtausend Jahre auch von der Normalwelt getrennt – seine Abenteuer im Lande Horron erlebt, ist auch Rani Mahay, der treue Freund, ständig auf der Suche, einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden…

Namenlose Angst packte ihn.

Nein! schrie es in ihm. Ich will nicht sterben. Nicht so. Nicht hier…

Er bäumte sich auf und versuchte sich mit den Beinen abzustoßen, um emporzuschnellen. Es gab keine sichtbaren Fesseln an seinen Füßen – und doch konnte er sie um keinen Millimeter verrücken. Es schien, als wären seine Füße mit Metallplatten versehen, die von starken Magneten angezogen wurden.

Der Mann war in der Röhre gefangen, die einen solchen Durchmesser hatte, daß er bequem darin stehen konnte. Doch von Bequemlichkeit konnte in dieser scheußlichen Situation nicht die Rede sein.

Die Röhre stand auf dem Meeresgrund und war bis zum Kopf des Mannes mit Wasser gefüllt. Seit einigen Sekunden konnte der Gefangene keine Luft mehr schöpfen…

Der Mann, der durch die Dämonin Apokalypta in diese ausweglose Situation gebracht worden war, hieß Björn Hellmark, war Deutscher und Erbe der unsichtbaren Insel Marlos zwischen Hawaii und den Galapagos.

Der blonde Mann mit den kühnen Gesichtszügen, dem energischen Kinn, schöpfte alle Möglichkeiten aus, um nicht den Tod durch Ertrinken erleiden zu müssen.

Voller Verzweiflung konzentrierte er sich mit einer Kraft auf eine Fähigkeit, die ihn in den außergewöhnlichsten und gefährlichsten Stationen seines Lebens schon zur Rettung in allerletzter Sekunde geworden war.

Er hatte die Gabe, seinen Zweitkörper entstehen zu lassen, verloren in der direkten Begegnung mit Nh'or Thruu, dem Irren von Zoor. Aber dann war Nh'or Thruu doch Opfer des Schwertes des Toten Gottes geworden. Mit dem Tod des hochrangigen Dämons war schließlich eine neue Situation entstanden. Vielleicht konnte er Macabros aktivieren und der tödlichen Lage doch noch entrinnen.

Sein Schädel schmerzte, er hatte das Gefühl, als würde sein Hirn explodieren. So intensiv wie in diesen alles entscheidenden Sekunden hatte er noch nie seine Willenskraft benutzt.

Und doch nützte sie ihm nichts!

Er konnte seinen Doppelkörper Macabros nicht zur Materialisation bringen. Es schien, als wäre in seinem Bewußtsein etwas blockiert, das er nicht mehr beseitigen konnte.

Er war verloren. Aus eigener Kraft konnte er nichts mehr für sich tun.

Der Sauerstoffmangel machte sich bemerkbar.

Der Druck in seinen Lungen wurde unerträglich, vor seinen Augen begannen feurige Kugeln zu kreisen.

Hellmark nahm die rätselhafte Stadt auf dem Meeresgrund

außerhalb der Glasröhre nur noch schemenhaft verwaschen wahr. Die hohen, turmartigen Häuser, eckig und rund, waren von einer fremden Rasse erbaut worden. Alle Gebäude waren verlassen. In der langen, scheinbar ins Endlose führenden Hauptstraße standen vor den einzelnen Bauwerken riesige Statuen in Fischgestalt.

Nun würde er nie etwas über ihren Sinn und ihre Herkunft erfahren…

Sein letzter Gedanke galt den Freunden. Carminia… Arson… was mochte aus ihnen geworden sein? Pepe, Rani Mahay, Jim… er sah sie alle noch mal vor seinem geistigen Auge.

Und er dachte auch an Al Nafuur, den geheimnisvollen Priester, von dem er sich kein Bild machen konnte und der so oft in sein Schicksal massiv eingegriffen hatte. Al Nafuur, der Zauberpriester aus Xantilon, weilte in einem Reich zwischen Diesseits und Jenseits und hatte nur geistigen Kontakt mit Hellmark aufnehmen können.

Wie sehr hatten beide gehofft, den unheimlichen Mächten um Rha-Ta-N'my, der Dämonengöttin, die Stirn zu bieten, den Einfluß einzudämmen und schließlich und endlich zu besiegen.

Nun war alles anders gekommen! Der Kreis schloß sich…

Verschollen auf einer Welt des Mikrokosmos' ereilte ihn ein ungewöhnliches Schicksal, das von niemand hatte vorausgeahnt werden können.

Verloren im Nichts würde man vergebens nach ihm suchen, selbst seine Leiche nicht finden… Sein Körper war kleiner als ein Atom, eine Winzigkeit inmitten eines gigantischen Ozeans, der vielleicht nur in einem einzigen Wassertropfen Platz fand. Aber niemand auf der weiten Welt wußte, wo sich dieser Wassertropfen befand…

Ein greller Blitz stach in sein Bewußtsein wie ein riesiges, glühendes Schwert. Dann explodierte eine Sonne und machte einer unendlichen, glühenden Schwere Platz, in die er fiel… und in der sein Bewußtsein erlosch wie die Flamme einer Kerze…

*

»Du – ich freu' mich richtig darauf. Ich kann's kaum erwarten, bis wir dort sind. Die Bahamas – mein Gott, wie lange hab' ich darauf gewartet, daß ich mir eine solche Reise mal leisten kann!«

Die Frau, die das sagte, war siebenundzwanzig Jahre alt, hatte platinblondes Haar, eine tadellose Figur und einen etwas zu üppigen Busen.

Das war der einzige Makel, fand Rosemary Williams, der sie auf dem Heiratsmarkt um einige Punkte fallen ließ.

Doch sonst stimmten ihre Kurven und waren da, wo sie sein mußten. Außerdem gab es Männer, die für Frauen mit großem Busen

was übrig hatten.

Auch davon redete sie.

Sie sprach überhaupt viel in diesen Minuten vor der Abfahrt. Von der Telefonzelle aus konnte sie einen großen Teil des Hafenbeckens überblicken. Der große weiße Luxusdampfer mit dem vielversprechenden Namen YOUNG LOVE lag am Kai. Viele Passagiere waren schon an Deck. Rosemary sah sie darauf Spazierengehen.

Die junge Sekretärin mit dem Superbusen hatte noch mal den Wunsch, eine mit ihr befreundete Kollegin zu sprechen, die im gleichen Büro arbeitete wie sie. Sie erledigten technische Übersetzungen. Ein Job, in dem es nicht viel Abwechslung gab.

Um so verständlicher war der Wunsch nach einer erlebnisreichen Reise. Drei Wochen kein Büro, keine Telefonate, keinen Termindruck. Sie tauschte den grauen Büroalltag mit der lebendigen Farbigkeit eines Weltklassehotels in Nassau, der Hauptstadt der Bahamas…

Die Reise selbst war nicht sehr kostspielig. Teuer war der vierzehntägige Aufenthalt im Hotel. Er kostete ein kleines Vermögen.

»Aber vielleicht kommt das, was ich investiere, wieder ’raus«, lachte Rosemary Williams. »Im ›President‹ habe ich bestimmt die Gelegenheit, einen reichen Junggesellen aufzugabeln…«

»Vielleicht kommt die schon auf dem Schiff«, klang es durch den Hörer. »Ich halte dir jedenfalls die Daumen… und nächstes Jahr bin ich dabei, wenn’s klappt…«

Rosemary Williams war tatsächlich auf der Suche nach einem passenden Mann, der über das nötige Kleingeld verfügte. Sie liebte schöne Kleider und Reisen. Die Dollars, die sie verdiente, reichten nicht aus, um sich alle Wünsche zu erfüllen. Sie mußte sich viel versagen. Aber sie wußte, daß sie gut aussah, etwas aus ihrem Typ zu machen verstand und einige Männer hinter ihr her waren. Aber die waren uninteressant für sie. Wenn der Juniorchef des Betriebes, in dem sie arbeitete, angebissen hätte, wäre das etwas anderes gewesen. Aber leider war der in festen Händen und seiner Frau treu. Sie mußte sich da schon etwas anderes einfallen lassen.

»Ich werd’ mein Bestes tun… aber jetzt muß ich Schluß machen, sonst legt das Schiff ohne mich ab.«

»Ich wünsch’ dir viel Vergnügen, Rosy! Halte mich auf dem laufenden…«

Die Sprechzeit war gerade zu Ende, so daß Rosemary Williams noch ›Good bye‹ sagen konnte.

Sie verließ die Telefonzelle und lief am Kai entlang. Drei Minuten später befand sie sich an Bord, gab ihre Karte ab und wurde von einem schmucken Steward zur Kabine auf dem Luxusdeck begleitet. Er wünschte ihr einen guten Aufenthalt und eine angenehme Seereise.

Das Gepäck, das sie schon vorher an Bord hatte bringen lassen,

stand in Reih' und Glied zum Auspacken bereit. Rosemary Williams machte sich an die Arbeit und nahm sich Zeit. Jedes einzelne Kleid hängte sie fein säuberlich in den eingebauten Wandschrank, verstaute ihre Koffer und rauchte dabei in Ruhe eine Zigarette. Ohne zu hetzen schaffte sie ihre Arbeit und kehrte dann auf Deck zurück, um das Ablegen der YOUNG LOVE vom Kai zu verfolgen.

Viele Schaulustige hatten sich eingefunden und winkten, als das große Schiff sich in Bewegung setzte.

Die Uferbefestigungen fielen zurück, der Dampfer verließ das Hafenbecken und schwamm wenig später auf spiegelglatter See seinem Ziel entgegen.

Bis zur Ankunft auf den Bahamas, die nicht in direkter Route angesteuert wurden, lagen drei unbeschwerte Tage vor ihr.

Musik, Tanz, gutes Essen und Trinken und mancherlei andere Zerstreuungen erwartete sie programmgemäß an Bord. Und an aufregenden Flirts sollte es auch nicht fehlen. Rosemary Williams hatte bereits eine erste Vorauswahl getroffen und einen Blick für die entsprechenden Herren mit der dicken Brieftasche. Die meisten schienen in weiblicher Begleitung zu sein. Aber nicht alle. Das beruhigte sie.

Im Westen stand die Sonne schon tief, eine riesige rote Scheibe, die langsam im Meer zu versinken schien.

In den beiden Restaurants an Bord wurde alles für die erste Speisefolge am Abend vorbereitet.

Rosemary Williams war überzeugt davon, daß eine genußreiche Zeit vor ihr lag, der Alltag endlich hinter ihr und freudige Überraschungen an Bord und schließlich auf den Bahamas auf sie warteten.

Doch das Unheil lag in der Luft. Niemand an Bord ahnte etwas.

Neben dem weißen Luxusdampfer tauchte in der Dunkelheit einige Male ein schuppiger Schädel auf, der doppelt so groß war wie ein Menschenkopf.

Etwas Unheimliches aus der Tiefe verfolgte die Fahrt der YOUNG LOVE. Die Menschen an Bord wußten es nicht…

*

Der blonde Mann in der durchsichtigen Glasröhre wußte nichts mehr von sich, nahm seine fremdartige bizarre Umwelt nicht mehr wahr, stand aber – von geheimnisvollen Kräften gekettet – kerzengerade auf dem Ende der Röhre.

Da erfolgte die Explosion.

Die Röhre erzitterte. Aus einem unerfindlichen Grund entstanden in der Glaswandung Risse, die sich rasend schnell erweiterten. Die

Röhre platzte auseinander, als wäre eine Bombe explodiert.

Fauchend schlugen die verschiedenartigen Wasser zusammen. Strudel entstanden. Björn Hellmark wurde wie ein welkes Blatt mitgerissen.

Er überschlug sich mehrere Male. Rings um ihn herrschte das Chaos. Es sprudelte, und der Blick auf die rätselhafte Stadt im Lande Horron war verwehrt. Das Meer schien an dieser Stelle zu kochen und zu brodeln.

Der reglose, schlaffe Körper des Mannes, der durch widrige Umstände in die Mikroweit geraten war, wurde ziellos durch das Wasser gerissen.

Im Moment nach der rätselhaften Explosion der Röhre schien es so, als würde sich das aufgewühlte Wasser nicht mehr glätten.

Es ereignete sich jedoch erstaunlich schnell.

Die Wirbel verloren ihre saugende Kraft, das tosende Inferno der sich austobenden Kräfte war im nächsten Augenblick vorbei.

Und – da war auch Björn Hellmark nicht mehr allein.

Neben dem Körper, der langsam über die breite Allee in die Tiefe sank, tauchte ein Lebewesen auf.

Es sah fremdartig aus.

Die Gestalt stellte eine merkwürdige Mischung dar zwischen einem winzigen Gnom, einem Vogel und einer Schildkröte. Das Geschöpf hatte im Vergleich zu Hellmark etwa die Größe eines Raben, hatte zwei feine, durchscheinende Flügel, die in allen Farben schillerten, und zwei stämmige, kleine Beine und Arme, mit denen er jetzt kraftvolle Schwimmbewegungen machte, um dem blonden Mann näher zu kommen. Dieses Geschöpf war Whiss, ein rätselhaftes Lebewesen, das in einer Welt des Mikrokosmos zu Hause war.

Whiss' große runde Augen und der ganze Ausdruck seines Gesichts erinnerten an den Kopf einer Schildkröte.

Whiss erreichte Hellmerk, klammerte sich mit seinen kleinen Händen in das dichte blonde Haar des Mannes und zerrte heftig daran.

»Hey – Björn… du mußt zu dir kommen. Hey – kannst du mich hören?«

Jedes Wort des kleinen Kerls war deutlich zu verstehen. Das seltsame Wasser der Welt Horron war dafür verantwortlich zu machen, daß die Laute weitergetragen wurden.

Und noch etwas fiel auf. Weder Whiss noch Björn Hellmark wurden von der Strömung nach oben getrieben.

Genau das Gegenteil war der Fall.

Vom Boden der Stadt auf dem Meeresgrund ging eine unnatürlich starke Anziehung aus. Der Auftrieb fehlte vollständig! Die physikalischen Gesetze der Welt, aus der Björn Hellmark kam, hatten hier keine Gültigkeit und existierten überhaupt nicht.

»Hallo, Björn – komm’ zu dir!« Whiss schrie, so laut er konnte. Und zwar mit der Stimme seines besten Freundes - Rani Mahay. Der Inder aus dem Lande Bhutan war es gewesen, der den Kleinen aus einer tödlichen Gefahr befreit und mit in die Normalwelt brachte. Eine Kette von Umständen war dafür verantwortlich zu machen, daß bei dem Versuch, der Dämonin Apokalypta eine Schlappe beizufügen, Whiss wieder verloren ging und in der Alptraumstadt Gigantopolis schließlich lange Zeit verschollen blieb.

»Du lebst doch noch, nicht wahr?« Wieder brüllte der Kleine. »Du kannst doch gar nicht tot sein – ich war frühzeitig genug da… heh, Björn, altes Haus… so komm’ doch endlich zu dir…« Er bediente sich ganz der Ausdrucksweise seines Freundes. Whiss verfügte über die Gabe, alles wie ein Tonbandgerät aufzunehmen und genauso wiederzugeben.

Whiss war zu schwach und zu klein, um den in die Tiefe gleitenden Mann zu halten oder die Richtung zu beeinflussen.

Björn Hellmark sank in unmittelbarer Nähe eines Sockels, auf dem die riesige Statue eines Fischmenschen stand, auf den glatten Boden. Er war mit einer dünnen feinen Sandschicht bedeckt.

Langsam streckte sich sein Körper. In der fließenden Bewegung des Wassers, das durch die stillen, gewaltigen Straßen strömte, das leise gurgelnd die Plätze zwischen den riesigen Hochhausbauten und Türmen erfüllte, wurde sein Körper Teil dieser fremdartigen Umgebung. Die Strömung war jedoch nicht imstande, ihn über den Boden zu ziehen und ihn irgendwo in eine Mulde oder Vertiefung zu drücken.

Wäre ein Mensch aus der Normalwelt Zeuge dieser seltsamen Szene geworden, er hätte entweder an seinem Verstand gezweifelt oder versucht zu erwachen, weil er der Überzeugung war zu träumen.

Das Wasser war ein tödliches Element für Lebewesen, die auf Sauerstoff in dem Maß angewiesen waren wie ein Mensch oder Whiss.

Das vogelartige Geschöpf, das aufgeregt um den Reglosen sprang, schien jedoch trotz des ihn umgebenden Wassers nicht an Sauerstoffmangel zu leiden.

Whiss zupfte Björn an den Ohrläppchen, schlug mit seinen kleinen Händen links und rechts auf die Wangen und rief immer wieder den Namen Hellmarks.

Da zuckten Björns Augenlider. Er atmete schwach und unregelmäßig.

»Na, also… ich hab’s ja gewußt… es ist alles halb so schlimm… die Luft hier ist doch prima… ich hätt’s nur ein bißchen früher entdecken sollen… wie geht’s, Björn? Alles okay?«

Hellmark vernahm die vertraute Stimme seines Freundes Rani Mahay scheinbar aus unendlicher Ferne.

Er bewegte die Lippen. »Rani…?« fragte er verwundert. »Wie… um alles in der… Welt, kommst du denn… hierher?«

Es fiel ihm schwer, die Augen zu öffnen.

»Immer Rani!« beschwerte der kleine Whiss sich. »Erkennst du mich denn nicht, Björn? Ich bin's doch – Whiss… nun komm' doch endlich mal hoch. War doch alles halb so schlimm…«

»Carminia?«

Hellmark schüttelte sich. Diesmal hatte Whiss mit der Stimme der geliebten Frau gesprochen, die ihr Leben mit ihm teilte.

Aber Carminia Brado konnte unmöglich in der Nähe sein.

Der Abenteurer gab sich einen Ruck und öffnete die Augen vollends.

Der Alptraum ging weiter!

Nichts war verändert. Die riesigen Gebäude, die emporragenden, fremdartig gestalteten Türme, ihm gegenüber ein riesiges Standbild… aber er nahm plötzlich alles aus einem anderen Blickwinkel wahr. Er stand nicht mehr – er lag am Boden?

Erregung packte ihn. Sein Herz begann schneller zu schlagen, und das Blut floß rascher durch seine Adern.

Wasser! Er nahm alles wahr wie durch einen dichten, wäßrigen Schleier. Nein – er befand sich mitten darin…

»Das… kann nicht sein…«, die ersten Worte kamen über seine Lippen. »Im Wasser kann man nicht leben… nicht atmen…«

War das der Tod? Er erinnerte sich an den Augenblick der schwarzen Explosion in seinem Bewußtsein – und jetzt das Wiedererkennen der Umgebung. Was war geschehen? Waren seine Sinne nicht ausgelöscht? Hatte die unheimliche Dämonin Apokalypta sich eine noch furchtbarere Rache ausgedacht, als sie ursprünglich angekündigt hatte?

»Natürlich kann das sein«, vernahm er Pepes Stimme rechts neben sich. Björn wandte den Kopf und sah endlich klar und deutlich Whiss vor sich. Der kleine Kerl sprang vom Sockel auf und nieder, wedelte mit den Händen durch das Wasser und schwamm auf Hellmark zu. »Alles eine Frage des Milieus…«

Die letzte Bemerkung sprach er mit der Stimme von Jim, dem Guuf, die alle – so glaubte Hellmark annehmen zu können – auf Marlos in Sicherheit waren.

Entweder wollte Whiss mit seinem ständigen Stimmenwechsel Hellmarks Aufmerksamkeit erregen, oder er war selbst so durcheinander, daß er es vor lauter Nervosität nicht bemerkte.

Björn Hellmark kam in die Höhe.

Whiss jubelte.

Hellmerk merkte, daß seine Lungen mit Wasser gefüllt waren. Bei jedem ›Atemzug‹ blubberte und gurgelte es in seinem Brustkorb.

»Apokalypta hat etwas übersehen«, sagte er und begriff langsam, was da wirklich geschehen war. »Das Wasser ist hochprozentig mit Sauerstoff angereichert und…« Da merkte er den Widerspruch und schwieg sofort wieder.

Wenn es so war, wie er vermutete – weshalb hatte er dann nicht mehr atmen können, als das Wasser in der Röhre stieg?

»Es ist herrlich, dein Gesicht zu beobachten«, meinte Whiss und grinste von einem Ohr zum anderen. Der Kleine schien genau zu wissen, was in diesem Moment in Hellmark vorging. »Aber von wegen nur etwas übersehen… so einfach ist es nicht… da muß man schon ein bißchen nachdenken. Und das hab' ich getan…« Whiss' Brustkorb schwoll an vor Stolz, dann fuhr er zu sprechen fort. »Also, es war so: Ich konnte nicht gleich weg… das wäre zu gefährlich gewesen…«

In allen Einzelheiten erinnerte sich Björn Hellmark an die Begegnung mit Whiss im Laderaum von Apokalyptas Flaggschiff. Dort hatte er den kleinen Geflügelten entdeckt, als er aus der Ohnmacht erwachte. Gleich darauf waren Apokalyptas Schergen aufgetaucht, um an Björn Hellmark das Todesurteil zu vollstrecken.

Man hatte das Ziel Horron, den Kontinent der Vergessenen erreicht. Schon durch Apokalypta war Björn bekannt, daß es mit diesem Kontinent eine besondere Bedeutung hatte. Es herrschten dort außergewöhnliche Bedingungen. Apokalypta triumphierte und behauptete, an diesem Ort der Wiedergeburt Hellmarks im zwanzigsten Jahrhundert einen Riegel vorzuschieben.

Dabei schien sie sich offensichtlich verkalkuliert zu haben. Es war ihr zwar gelungen, ihn als Hellmark in eine Zeit zurück zu verbannen, in der er als Kaphoon schwere Breschen in die Reihen der finsteren Feinde schlug, aber die Rechnung der Dämonin ging nicht auf. Sie meinte, mit Hellmarks Tod in der Vergangenheit würde automatisch seine Existenz als Kaphoon ausgelöscht.

Björn war überzeugt davon, daß Apokalypta höchstens sein Wiederauftauchen in der Zeit verhindern konnte, in die er normalerweise hineingeboren worden war und gehörte. Aus ihr war er praktisch herausgerissen worden. Die Dämonin hatte mit diesem Handstreich eine für sich günstige Ausgangsposition im 20 Jahrhundert geschaffen. Ihr schärfster Rivale – Björn Hellmark – und dessen Freunde waren in arge Bedrängnis geraten.

»Ich habe gesehen, wie sie dich wegbrachten. Aber ich konnte nicht eingreifen. Erst in dem Augenblick, als sich alle Augen auf Apokalypta richteten, konnte ich heimlich aus meinem Versteck kriechen. Ich bin sofort nach dir getaucht. In die Röhre konnte ich nicht 'rein, ohne selbst zugrunde zu gehen. Also hab' ich sie platzen lassen…«

Er sagte das, als handele es sich um die größte

Selbstverständlichkeit.

Björn wußte, daß Whiss über erstaunliche Fähigkeiten verfügte. Er hatte sie schon mehr als einmal unter Beweis gestellt. Aus Whiss kahlem Kopf ragten elf dunkle Noppen, die er nach Bedarf einzeln oder zusammen wie Antennen ausfahren konnte. Dann war er imstande, diese oder jene übernatürliche Aktion zu bewirken. Es war für ihn zum Beispiel eine Kleinigkeit, eine Materie in die andere umzuwandeln, in dem er die Struktur der Zusammensetzung veränderte. Er war tatsächlich imstande, Blei in Gold umzuwandeln. Aber dies war weniger wichtig als die Tatsache, daß er anorganische Materie in organische umwandeln und damit im Notfall für Nahrung sorgen konnte. Björn erinnerte sich genau an einen solchen Fall, als er sie alle dadurch mit Lebensmitteln versorgte.

Hatte durch Whiss' tapferes Eingreifen das Wasser eine andere Konsistenz angenommen?

»Nachdem die Röhre vernichtet war, mischten sich die unterschiedlichen Wasser«, erklärte Whiss weiter.

»Die unterschiedlichen Wasser? Stand in der Röhre denn ein anderes als das, in dem wir uns jetzt wie die Fische anfangen wohl zu fühlen? Oder sind mir in der Zwischenzeit Kiemen gewachsen, und ich seh' möglicherweise so aus, wie die Kerle auf den Sockeln?«

»Nein, nein«, sagte Whiss schnell. »Da kannst du ganz beruhigt sein. Schade, daß ich keinen Spiegel zur Hand habe, sonst würde ich dich einen Blick hineinwerfen lassen. Du siehst so aus wie immer. Du hast dich kein bißchen verändert. Dir fehlen nach wie vor die edlen Züge meiner Rasse. Du hast immer noch diese behaarten Augen…«

»Das sind keine behaarten Augen, Whiss – das sind Brauen und Wimpern…«

»Mhm, und wenn schon. Haare sind's trotzdem.«

»Mal wieder ganz schön frech heute, wie?« brummte Hellmark.

»Frech? Wieso? Ich bin in bester Stimmung. Und dafür hab' ich zwei gute Gründe. Erstens – hab' ich das hier…« Mit diesen Worten, die er in der Stimme Björns sprach, griff er in seine linke Achselhöhle und nahm ein weiches, eiförmiges Gebilde heraus. »Da kommt etwas auf mich zu«, freute er sich, das Ei liebevoll haltend. »Wer weiß, was es wird. Zweitens – bin ich glücklich, daß wir wieder zusammen sind und der Gefahr endlich den Rücken kehren…«

Hellmark erhob sich und zeigte seine leeren Hände. »Ich muß deine Begeisterung leider ein bißchen dämpfen, Whiss«, sagte er leise und ernst. »Ich bin dir von Herzen dankbar, daß du mir das Leben gerettet hast. Wir beide befinden uns in Horron, einem ausgestorbenen Kontinent, der uns eigenartigerweise Lebensbedingungen schenkt, die ich nicht erwartet hatte…«

Whiss schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. »Das

unterschiedliche Wasser«, erinnerte er sich, »das wollte ich dir doch noch erklären. Das im Innern der Röhre war gewissermaßen entartet, ohne jeglichen Sauerstoff. Du hättest darin ersticken sollen. Das normale Wasser aber, das die Städte erfüllt, besteht zu einem hohen Prozentsatz aus flüssigem Sauerstoff. Und deinem und meinem Blut ist es egal, ob der Sauerstoff in flüssiger oder gasförmiger Form an die roten Blutkörperchen herangetragen wird. Die Hauptsache ist, daß er lösbar ist und von unserem Organismus aufgenommen werden kann. So gesehen, unterscheiden wir uns gar nicht so sehr von jenen, die diese nun tote Stadt einst mit Leben erfüllten…«

Björn seufzte. Er war überzeugt davon, daß alles ein bißchen komplizierter war, als Whiss es hinstellte, aber er legte keinen Wert darauf, genaue Einzelheiten herauszufinden. Fest stand, daß er noch am Leben war und sich nun in einer Stadt aufhielt, die auf dem Meeresgrund lag. Dieses Meer wiederum war Teil einer Welt, die das menschliche Auge ›von außen‹ her nicht wahrnehmen konnte. Nur wenn man selbst Teil dieser Welt war, konnte man sie erkennen.

Eine bemerkenswerte Tatsache stellte er nun fest. Er konnte sich in den Straßen bewegen, ohne von der Wasserströmung abgetrieben oder nach oben gedrängt zu werden. Er hatte festen Halt und konnte sich ganz normal bewegen. Mit kräftigen Schwimmstößen versuchte er, in die Höhe zu kommen. Es kostete ihn gewaltige Anstrengung, einige Meter unter sich zu bringen. Kaum ließ er in seinen Bemühungen nach, sank er schwer wie ein Stein wieder in die Tiefe.

Nachdenklich richtete Björn einen Blick nach oben in den grünen Wasserhimmel, der sich endlos über ihn spannte.

Irgendwie gefiel ihm das Ganze nicht… diese tote Stadt, die Rätsel, die sich um Horron rankten, die Tatsache, daß er mit leeren Händen seinen Weg in einer Welt fortsetzte, von der er nicht mal wußte, wo sie sich befand. Nur eins schien ziemlich sicher zu sein. Dies war nicht mehr die unheimliche Welt Zoor. Hier war nicht mehr Nh’or Thruu zu Hause. Apokalypta hatte ihn weit fortgebracht, Wieviele Stunden, Tage, Wochen oder gar Monate waren sie unterwegs gewesen? Er war nicht mal imstande, darüber irgendwelche Mutmaßungen anzustellen.

Er hatte die tödliche Gefahr dank Whiss’ hilfreichem Eingreifen noch mal überstanden.

Aber er fragte sich, ob das alles nicht nur einen Aufschub darstellte.

Er war Gefangener einer toten Stadt auf dem Meeresgrund, in dem außer ihnen beiden kein Mensch zu Hause war. Er war unbewaffnet und darüber hinaus verbannt in die Vergangenheit, die zwanzigtausend Jahre vor der Zeitrechnung lag, in der er normalerweise zu Hause war’…

Seine Lage war nach wie vor aussichtslos. Er war winziger als ein

Atom, hineingeschleudert in eine Welt, die für die meisten Menschen nicht existierte. Er dachte an die Freunde, an Pepe und Jim und besonders an Carminia. Und Wehmut fraß sich in sein Herz.

Er biß die Zähne zusammen und schritt schneller aus. Alle Straßenkreuzungen liefen genau im rechten Winkel zusammen.

Diese hohen Gebäude und Türme bildeten eine Kulisse, die ihn eigenartig bedrückte, und in der er gefangen war.

Seine besondere Aufmerksamkeit galt den riesenhaften Statuen der Fischmenschen. Was für eine Bedeutung hatten sie? Warum gab es so viele? In den schmaleren Nebenstraßen, die zwischen den hohen Gebäuden wie Schluchten wirkten, standen noch viel mehr Statuen.

Ein ungutes Gefühl beschlich ihn.

Er mußte an Apokalyptas Worte denken… Sie hatte von ›Versteinerung‹ gesprochen, vom ewigen Vergessen, in das man fallen würde, wenn man sich in Horron, in der Stadt der Vergessenen aufhielt.

Nicht umsonst hatte es Apokalypta so eilig gehabt, die Röhre zu verlassen und auf ihr Schiff zurückzukehren. Fürchtete selbst die Dämonin die geheimnisvollen, für sie nicht berechenbaren Kräfte einer Welt, die sie sich manchmal bei Bedarf zunutze machte?

Lauerte hier eine Gefahr, von der sie beide nichts wußten?

Hellmark warf einen Blick auf den kleinen Whiss, der tapfer in Schulterhöhe neben ihm herschwamm, es dann aufgab und es sich auf seiner Schulter bequem machte.

»Ganz schöne Schwerkraft«, sagte der kleine außer Atem. »Komm’ mir vor wie auf einem fremden Stern…«

»Wahrscheinlich befinden wir uns auch auf einem, wer weiß«, knurrte Hellmark. Apokalyptas Armada hatte Raum und Zeit durchpflügt, und er konnte nicht mehr daran glauben, noch ›auf der Erde‹ zu sein.

»Diese tote Stadt gefällt mir nicht, Whiss«, sagte er. Unwillkürlich senkte er die Stimme, als befürchte er, von jemand vernommen zu werden, der besser nichts von ihrer Anwesenheit erfuhr. »Mit jedem Schritt, den wir weiter in das Labyrinth der Straßen und Plätze gehen, wird mir unbehaglicher zumute. Es ist die Ruhe des Todes, der Vernichtung… irgend etwas hat die Bewohner von hier vertrieben. Und wir sind Spaziergänger auf einem riesigen Friedhof, wo es außer uns nichts mehr Lebendes gibt…«

Er stutzte plötzlich.

»Irrtum, Whiss«, stieß er mit belegter Stimme hervor. »Da ist je jemand…«

Er selbst blieb sofort wie erstarrt hinter einer Statue stehen und starrte in eine schmale, düstere Nebenstraße, in der sich eine eigenartige Szene abspielte…

*

Um zwanzig Uhr begann das Bordfest.

Gleich am ersten Abend gab es ein ausführliches Unterhaltungsprogramm, damit die Passagiere die Möglichkeit hatten, sich untereinander kennenzulernen.

Tanz und Musik auf allen Decks.

Die Stimmung war dementsprechend.

Rosemary Williams ließ keinen Tanz aus. Sie wurde von zahlreichen jungen und auch älteren Männern aufgefordert und später zu einem Drink an der Bar eingeladen.

Die Stimmung an Bord war aufgekratzt. Der reichlich fließende Alkohol bewirkte Ungezwungenheit. Man kam sich rasch näher.

Kurz vor Mitternacht wußte Rosemary Williams nicht mehr, wieviel Champagner sie getrunken hatte. Sie fühlte sich seltsam heiter und beschwingt.

Sie war indessen auf das obere Deck gegangen, wo einige Paare tanzten, wo Menschen beisammen standen, um sich zu unterhalten oder auch nur, um an der Reling zu stehen und in die dunkel schimmernde Weite des Meeres hinauszublicken.

Der Himmel war sternenklar, die milde Sommernacht angenehm. Durch die Fahrtbewegung der YOUNG LOVE fächelte stets eine frische Brise über Deck. Rosemary fand dies angenehm. Sie war erhitzt vom vielen Tanzen und dem Champagner.

Sie lehnte sich mit dem Rücken zur Reling, atmete tief die frische Luft ein und beobachtete das Treiben der anderen.

Ein amüsiertes Lächeln spielte um ihre schön geschwungenen Lippen. Sie dachte an ihre Freundin und an die Kollegen im Büro. Schade, daß die jetzt nicht dabei sein konnten. Gerade solche Stunden mit Menschen zu erleben, mit denen man sonst zusammen war, konnte die Freude nur noch steigern.

Sie beobachtete ein junges Paar, das sich im Schatten der Deckaufbauten innig küßte. Die Blondine nippte an ihrem Glas, lächelte selbstvergessen und glücklich und mußte an den jungen Mann denken, der Jim hieß und mit dem sie während der letzten zwei Stunden fast ununterbrochen getanzt hatte.

Da konnte sich etwas anbahnen. Der Junge war neunundzwanzig und einziger Sohn eines Verlegers, der mit Kochbüchern und Rezepten sein Geld machte. Jim hatte Feuer gefangen. Nun kam es auf sie an, daß es kein Strohfeuer blieb.

Vielleicht ergab sich auch noch etwas Besseres. Nichts übereilen, aber auch die richtige Chance nicht verpassen – auf diesem schmalen Grat mußte sie wandern.

Im Moment jedenfalls war sie hier, und Jim würde vergebens nach ihr suchen. Sie hatte sich ohne eine Erklärung abgesetzt, um an Deck frische Luft zu schnappen.

Sie trug ein honigfarbenes Kleid, das hauteng anlag und ihren strammen Körper voll zur Geltung brachte. Der gewagte Ausschnitt wurde betont durch die feinen Rüschen, ebenso der Saum des knapp unter dem Gesäß endenden Kleides. Es wurde gehalten von dünnen Spaghettiträgern, die im Nacken durch eine Schleife gebunden wurden. Ein Griff genügte, und das zarte Kleid geriet ins Rutschen.

Zwei, drei Paare tanzten noch. Sie waren einige Schritte von Rosemary Williams entfernt. Die Passagiere, die gleich ihr vor wenigen Minuten noch an der Reling gestanden hatten, waren wieder nach unten gegangen.

Der Luxusdampfer fuhr nur mit geringer Geschwindigkeit.

Im sanften Säuseln des Windes und dem monotonen Plätschern der Wellen gegen den Schiffsrumpf ging das neue Geräusch unter.

Aus dem Wasser tauchte etwas auf…

In der Dunkelheit hob sich der massige, schuppige Fischkopf kaum ab. Der breite, muskulöse Körper des Ungeheuers aus der Tiefe glitt langsam nach.

Niemand an Bord bemerkte die tödliche Gefahr, die sich der Schiffswand näherte.

Der Körper aus dem Wasser wurde größer. Das unheimliche Wesen richtete sich auf, es war fast zehn Meter groß. Die gewaltigen Schuppenarme kamen aus dem Wasser. Zwischen den Fingern spannten sich Schwimmhäute.

Ein Wesen von einem anderen Stern schien durch die Musik, durch das Lachen die Stimmen und das Licht angelockt worden zu sein.

Das breite Fischmaul öffnete sich, die riesigen Augen, schwarz, rund und wimpernlos, starrten leblos wie Glaskugeln auf die blonde Frau, die dem aus dem Meer Tauchenden den Rücken zukehrte.

Auf dieser Seite der Reling stand sonst niemand mehr, der das Ungeheuer hätte sehen können.

Für Rosemary Williams kam das Entsetzen wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Eine riesige Hand, schuppig und kalt wie Eis, preßte sich auf ihren Mund, ehe auch nur ein einziger Laut über ihre Lippen kam.

Ein Ruck… die gutgebaute Blondine wurde über die Reling gezogen, ohne daß einer der umstehenden Passagiere im ersten Moment etwas bemerkte.

Und als einer darauf aufmerksam wurde, war es schon zu spät.

»Himmel! Was ist denn das?!«

Der Schrei eines einzelnen hallte über Deck. Der Mann stand etwa vier Meter von dem Ereignis entfernt und zündete sich gerade eine

Zigarette an, als er sah, wie Rosemary Williams rücklings über die Reling gezerrt wurde.

Die tadellos gewachsenen Beine der Frau ragten noch in die Luft, das kurze Kleid rutschte weit über die Schenkel hoch, dann verschwand sie unterhalb der Schiffswand.

Der Passagier spurtete los und alarmierte schreiend die anderen, die zur Reling stürzten.

Rosemary Williams schlug wild um sich und traf auch Arme und Brustkorb des unheimlichen Entführers, ohne daß dies jedoch an ihrer Lage etwas änderte.

Das Wasser schlug über ihr zusammen.

Drei, vier Passagiere der YOUNG LOVE sahen gerade noch, wie die junge Frau untertauchte. Einer riß geistesgegenwärtig einen Schwimmreif vom Haken an der Reling und schleuderte ihn über Bord.

Ein Offizier des Dampfers war alarmiert worden und eilte heran.

Wie gebannt starrten die Menschen, die Zeugen des Ereignisses geworden waren, auf das Meer. Die Stelle, wo Rosemary Williams verschwunden war, glättete sich.

Die Menschen hielten den Atem an, während der Offizier alles in die Wege leitete, was für eine Rettungsaktion notwendig sein konnte. Er veranlaßte, daß das Schiff gestoppt wurde. Danach verlor er keine Zeit mehr und sprang einfach über Bord.

Zu diesem Zeitpunkt wußte er noch nichts von den Beobachtungen eines der Passagiere, der sicher war gesehen zu haben, daß ein Tiefseemonster die blonde Frau ins Wasser geschleppt hatte. Er war überzeugt davon, daß Rosemary Williams etwas zu tief ins Glas geblickt, sich über die Reling gebeugt und das Übergewicht bekommen hatte.

Der Mann tauchte in etwa an der Stelle ein, wo auch die blonde Frau verschwunden war.

Ronny Hawker trieb sich mit kraftvollen Schwimmstößen in die Tiefe und hatte die Augen weit geöffnet. Das Licht von Deck und aus den Bullaugen der YOUNG LOVE lag wie ein fahler Schleier auf der Wasseroberfläche und sickerte nicht weit in die Tiefe.

Der Schein aus den Bullaugen der tieferliegenden Decks durchsetzte das Wasser und bewirkte eine eigenwillige, gespenstische Atmosphäre.

Hawker sah den massigen Schatten vor sich, der rasch in die Tiefe verschwand.

Der Mann verstärkte seine Anstrengungen, ging sparsam mit dem Luftvorrat in seinen Lungen um und wollte so lange wie möglich unter Wasser bleiben, in der Hoffnung, daß er die Frau noch erreichte.

Es gelang ihm auch, näher an den Schatten heranzukommen. Sein

Herz begann schneller zu schlagen, als er die massige Gestalt sah, in deren Umklammerung Rosemary Williams sich wand.

Für den Bruchteil einer Sekunde sah er die dunklen Umrisse des riesigen Fischmenschen und die helle Haut der Frau, ihr gelöstes Haar, das vom Auftrieb des Wassers wie ein weiter Schleier über dem Haupt der Unglücklichen wirkte.

Dann stieß der Entführer mit seinem Opfer blitzartig in die Tiefe vor.

Hawker konnte nicht mehr mithalten.

Aus dem unbekannten Dunkel der See sah er einen schwach glimmenden Ring auftauchen, wie er ihn noch nie zuvor in seinem Leben erblickt hatte.

Der Ring war gelb und rot, flammte einen Moment auf und Hawker glaubte zu sehen, daß das unheimliche Meeresungeheuer genau in das Zentrum des merkwürdigen Gebildes vorstieß – und verschwand. Gleich darauf löste auch der flammende Ring sich auf.

Irritiert und nervös machte der Offizier kehrt. Luftmangel und der Anflug einer unerklärlichen Angst trieben ihn in die Höhe. Eine Strickleiter wurde über die Reling geworfen, als der Schwimmer auftauchte. Unverrichteterdinge kehrte Ronny Hawker an Bord zurück. An Deck hatte sich inzwischen eine große Menschenmenge versammelt. Die Nachricht von der Sichtung des Meeresungeheuers hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Passagiere drängten sich an der Reling, waren mit Foto- und Filmkameras bewaffnet und wollten das Ungetüm auf Zelluloid bannen.

Viele glaubten an einen Scherz, rissen Witze darüber und waren überzeugt davon, daß Kapitän Counter sich einen Gag hatte einfallen lassen, um die erste Party auf dem Schiff noch interessanter zu gestalten.

Hawker strich sich die nassen Haare aus der Stirn und hatte seine Last, sich einen Weg durch die Masse der Neugierigen zu bahnen.

Fragen schwirrten durch die Luft und Gelächter, scherzhafte Bemerkungen wurden laut…

»Wie sah das Monster denn aus?« wollte eine attraktive Rothaarige wissen, die in Hawkers Nähe auftauchte. Man sah ihr an, daß sie nicht mehr ganz nüchtern war.

Der Offizier gab keine Antwort.

»War es aus Gummi oder Plastik?« wollte ein anderer Passagier wissen.

»Die Idee ist nicht schlecht. Kompliment an den Käpt'n!« wurde die Bemerkung von der anderen Seite laut. »Ist ja richtig aufregend…«

Hawker wischte sich über sein nasses Gesicht.

Er beeilte sich, die Kabine des Kapitäns aufzusuchen und dort Bericht zu erstatten.

Counter hörte aufmerksam zu, was der Offizier ihm mitzuteilen hatte. Der für Schiff, Besatzung und Passagiere verantwortliche Mann war Ende Vierzig, von stattlichem Wuchs, ein richtiger Seebär. Ein dichter, schwarzer Vollbart rahmte sein Gesicht.

»Komische Geschichte«, murmelte er, kaum daß Hawker geendet hatte. »Der müssen wir wohl oder übel auf den Grund gehen. Ein Scherz seitens der Passagiere ist ausgeschlossen?«

Hawker lachte leise. »Die glauben, daß Sie sich einen Gag erlaubt haben, Käpt'n… soweit ich das beurteilen kann, ist ein Scherz auszuschließen. Ich habe die Frau, die über Bord gegangen ist, bis zuletzt noch gesehen. Sie wurde von dem unheimlichen Wesen in eine für mich unerreichbare Tiefe gerissen… das Opfer ist jetzt schon viel zu lange unter Wasser, um noch am Leben sein zu können… der Scherz ging wohl ein bißchen zu weit…«

*

Kapitän Counter leitete alles in die Wege, was er in dieser Stunde tun konnte.

Er ordnete einen sofortigen Stop aller Maschinen an. Mehrere Beiboote wurden zu Wasser gelassen. Besatzungsmitglieder erhielten den Befehl, die Umgebung des Schiffes noch mal abzusuchen. Vielleicht fand man wenigstens die Leiche der Frau, deren Identität inzwischen feststand. Es handelte sich um die siebenundzwanzigjährige Sekretärin Rosemary Williams aus North-Carolina.

Die Zeugenaussagen über das Ereignis waren nach wie vor dürftig, und Counter gewann den Eindruck, als mische sich bereits nach kürzester Zeit Dichtung und Wahrheit. Das Monster trat immer mehr in den Vordergrund und wurde von verschiedenen Personen unterschiedlich beschrieben.

Der eine redete von einer riesigen ›Seeschlange‹, ein zweiter beschrieb es ›ähnlich dem Ungeheuer von Loch Ness‹, ein dritter wollte einen schuppigen Saurier gesehen haben, ein vierter ließ sich nicht davon abbringen, daß es sich um einen Fischmenschen handelte, der im wahrsten Sinn eine Mischung zwischen Mensch und Fisch war…

Es bereitete Counter beträchtliche Mühe, seine Passagiere von der Räumung des Oberdecks zu überzeugen. Tanz und Vergnügen ging auf allen anderen Decks weiter. Doch die Menschenansammlung oben wollte er nicht mehr dulden, um die Rettungsmaßnahmen nicht zu gefährden.

Ein Großteil der Passagiere war vernünftig genug, den Anordnungen Folge zu leisten, andere murrten und hielten das Ganze

für aufgebauscht, um es interessanter zu machen. Dritte wiederum taten nur so, als ob sie nach unten gingen. Neugier und Sensationslust aber waren stärker als alle Vernunft. In einem unbewachten Augenblick tauchten sie wieder auf und verbargen sich im Kernschatten der Deckaufbauten, um zu beobachten, was wirklich los war. Auf einem so großen Schiff wie der YOUNG LOVE gab es tausend Versteckmöglichkeiten. Die Besatzung hätte doppelt so groß sein müssen, um jeden Winkel im Auge zu behalten.

Das Wasser rings um den weißen Dampfer war taghell ausgeleuchtet. Sämtliche Scheinwerfer der YOUNG LOVE brannten. Die Beiboote waren mit mobilen Suchscheinwerfern ausgerüstet. Die Position der Suchmannschaften war genau abgesteckt und das Suchgebiet ziemlich groß.

Befehle hallten über Deck und wurden durch Megaphon und Lautsprecher mitgeteilt. Die ungewöhnliche nächtliche Prozession weckte bei einigen Leuten eine eigenartige Abenteuerlust.

Pit und John Racliffe konnten der Versuchung nicht mehr länger widerstehen.

Die äußerlich so ungleich aussehenden Brüder aus Aurora stimmten in einem überein: das war eine Gelegenheit, unter Umständen auf sich aufmerksam zu machen und in die Presse zu gelangen.

Pit und John Racliffe waren Versicherungsagenten, traten an den Wochenenden in Tanzlokalen und Bars auf, um dort Musik zu machen, und waren begeisterte Sporttaucher.

Die letzteren Ambitionen ließen sich unter einen Hut bringen, wenn man es geschickt anfing. Pit und John Racliffe hatten ein Gespür für sensationelle Effekte, die Publicity schaffen konnten.

Eine fixe Idee wurde in die Tat umgesetzt.

Die beiden Brüder – der eine dunkelblond, der andere schwarzhaarig und gelockt – suchten ihre Kabine auf. Nicht, um sich diskret zurückzuziehen, sondern um ihre wahnwitzige Idee zu verwirklichen.

Sie packten ihre Taucherausrüstung aus.

»Wenn da wirklich etwas dran ist, dann haben wir die Chance, ganz groß herauszukommen«, sagte Pit Racliffe. Er war groß, dunkelblond, hatte ein blasses Gesicht, und er hoffte, sich die nötige Sonnenbräune auf den Bahamas zu holen.

Sein Bruder war ihm behilflich, die Ausrüstung anzulegen.

John Racliffe war einen Kopf kleiner, muskulöser und sah eher aus wie ein Athlet denn wie ein Musiker.

»Eine bessere Reklame könnten wir uns nicht wünschen«, feixte John. »Ich sehe schon die Schlagzeilen vor mir. ›Die Racliffes jagen Unterwassermonster! ‹ Das macht unseren Namen bekannt…«

»Und wenn wir etwas finden, dann ist der Teufel los. Mit der oberflächlichen Sucherei der Mannschaft ist sowieso kein Blumentopf zu gewinnen…«

Die Sauerstoff-Flaschen wurden angeschnallt, die Brillen aufgesetzt. Beide Brüder bewaffneten sich mit Harpunen. John Racliffe hängte sich außerdem eine Unterwasserkamera um.

»Vielleicht schwimmt uns was über den Weg, das aufzunehmen sich lohnt«, sagte er leise, stand an der Tür und lauschte nach draußen. Er öffnete sie einen Spalt und blickte auf den langen, schmalen Gang hinaus. »Die Luft ist rein. Wir können's wagen, Pit…«

Ihre Kabine lag etwa zwanzig Schritte vom Treppenaufgang entfernt. Dort hielt sich kein Mensch auf. Ungesehen kamen die Brüder an Deck, blieben im Schatten der Aufbauten und vergewisserten sich, daß auf See noch allerhand los war und sie nicht damit rechnen mußten, daß die Suchmannschaften innerhalb der nächsten Viertelstunde vom Kapitän zurückbeordert wurden.

Die Racliffe-Brüder warfen sich einen Blick zu.

Pit, der ältere, nickte. Er sprang zuerst. Kaum war er eingetaucht, folgte sein Bruder. Sie hatten an diesem fröhlichen Abend an Bord manches Glas ausgetrunken. Der Alkohol war nicht ganz unschuldig an der fixen Idee, die sie nun realisierten. Sie waren beide nicht betrunken, aber ihr kritisches Bewußtsein doch schon erheblich eingeschränkt.

Ein Deck-Offizier zuckte zusammen, als er in seiner Nähe das platschende Geräusch vernahm. Hörte sich an, als ob jemand einen schweren Gegenstand ins Wasser geworfen hätte.

Der Mann in der weißen Uniform eilte an die Reling und glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er sah, wie zwei Taucher im Wasser verschwanden.

Der Kapitän wetterte, als er davon erfuhr. Aber im Augenblick blieb ihm nichts anderes übrig als zu fluchen.

Pit und John Racliffes Verhalten war in Anbetracht der ungeklärten Situation mehr als Leichtsinn.

Aber darüber dachte keiner von ihnen nach.

Kraftvoll schwammen die beiden Brüder nebeneinander her und hielten schußbereit die Harpunen in der einen Hand, die großen Scheinwerfer in der anderen.

Die Männer stießen bis in eine Tiefe von mehr als zwanzig Metern, als John etwas entdeckte. Er gab Handzeichen, um seinen Bruder darauf aufmerksam zu machen.

Da sah auch Pit einen großen, gelbroten Ring, der lautlos und langsam aus der ewigen Dunkelheit emporschwebte. Das Gebilde hatte einen gewaltigen Durchmesser. Im Zentrum des Ringes hatte das Wasser einen seltsamen, dunklen Schein. Ein gewaltiges Loch

pulsierte.

Pit und John Racliffe schüttelten sich.

Ihre Blicke trafen sich. Die Brüder verstanden sich auch, ohne daß ein Wort zwischen ihnen fiel.

Sie hatten schon viel gemeinsam erlebt und gesehen. Das monströse Gebilde aber war ihnen neu.

John Racliffe war davon so fasziniert und gleichzeitig erschrocken, daß er nicht daran dachte, die Kamera einzusetzen. Erst als sein Bruder ihm ein Zeichen gab, reagierte er.

War der riesige, gelb-rote Ring ein Lebewesen? Existierte es in bisher unerforschten Tiefen und war durch einen Zufall in die höheren Regionen des Ozeans gelangt?

John Racliffe griff mit zitternden Fingern die Kamera und betätigte den Auslöser.

Zu einem Foto kam er. Zum zweiten schon nicht mehr.

Plötzlich schnellte die dunkle, pulsierende Öffnung des Ringes auf sie zu.

Ein ungeheurer Strudel wurde erzeugt.

John Racliffe, der dem Strudel am nächsten war, erwischte es.

Der Mann wurde wie von einer Riesenfaust gepackt, davongewirbelt wie ein welkes Blatt und hineingerissen in den Sog, dem er nichts entgegensetzen konnte.

Von Panik erfüllt, reagierte Pit Racliffe mit einem Druck auf den Auslöser seiner Harpune. Der Pfeil schnellte davon, verschwand einfach in der Öffnung und tauchte ein in ein scheinbar unendliches Loch, eine Schwärze, die Ähnlichkeit hatte mit der des Weltraumes.

Der Mann mit dem dunkelblonden Haar warf sich herum und kämpfte gegen den Sog, der auch ihn einzuholen drohte.

Das Wasser wurde nicht in Bewegung gesetzt, es schäumte und sprudelte nicht – da war einfach diese gewaltige Kraft, die alles aufsog.

Außerhalb des Sogs entstand ein Gegenwirbel. Ob es beabsichtigt war oder nicht, sollte Pit Racliffe nie erfahren.

Er sah, wie die vom Hals seines Bruders gerissene Kamera wie ein Geschoß an ihm vorbeisauste und irgendwo auf den Meeresgrund sank.

Ein schwaches Flimmern entstand über Pit Racliffe. Der Ring – er holte ihn ein!

Der Mann aus Aurora schwamm wie von Sinnen davon, stieß sich nach oben und erreichte die Oberfläche. Sein Kopf glitt aus dem Wasser.

Mit ruckartiger Bewegung riß Racliffe das Mundstück heraus, rief um Hilfe und kraulte durch die See.

Wie ein Berg türmte sich die Wand der YOUNG LOVE vor ihm auf.

Racliffe atmete schnell. Vor seinen Augen tanzte es auf und nieder. Er schluckte Wasser. Seine Kraft ließ nach. Der Druck in seinem Schädel… Schwindelgefühl… er war zu schnell aufgetaucht… Er war außerstande, sich noch zu bewegen. Plötzlich waren seine Muskeln hart wie Bretter und verließen ihn seine Kräfte…

Er tauchte unter. Hände griffen nach ihm. Es wurde ihm nicht bewußt, daß eines der Beiboote neben ihm auftauchte und die Besatzung ihn an Bord zog.

Sie legten ihn auf den Bauch, rissen ihm die Arme empor und pumpten das reichlich geschluckte Wasser aus seinem Magen und seinen Lungen.

»Mein Bruder… rettet meinen… Bruder«, stöhnte er. Er riß die Augen weit auf, und ein flackerndes Licht zeigte sich darin. Pit Racliffe wirkte abwesend wie ein Träumender. »Der Ring… mein Gott, der farbige Ring… er nimmt ihn auf und reißt ihn mit… wohin, wohin?«

Er schrie gequält auf.

Er war nicht ansprechbar. Man hievte ihn an Bord des Luxusdampfers und brachte ihn auf die Krankenstation, wo der Arzt sich um ihn kümmerte. Pit Racliffe stand unter schwerer Schockeinwirkung.

Er bekam eine Spritze, nach der er in wohltuenden Schlaf fiel.

Aber selbst im Dämmerzustand formten seine Lippen noch den Namen ›John‹…

Wo mochte er sein? Was war aus ihm geworden?

John Racliffe tauchte nicht wieder auf. Trotz sofort eingeleiteter Suche fand man ihn nicht…

Aber John Racliffe lebte noch!

Sekunden nach dem Auftauchen des rätselhaften Ringgebildes setzte sein Bewußtsein aus. Alles um ihn herum versank, während er in einen endlosen Schacht zu stürzen schien.

Dann kam John Racliffe wieder zu sich.

Noch immer befand er sich im Wasser…

Seine Sinne funktionierten augenblicklich wieder. Er hielt die Harpune noch umklammert. Die Unterwasserlampe und die Kamera allerdings fehlten…

Wo war Pit?

John Racliffe wirbelte herum.

Was er sah, ließ seinen Herzschlag stocken.

Er befand sich auf dem Meeresgrund, und eine lange Straße lag vor ihm, die genau zwischen abgebrochenen Säulen in eine unbekannte Ferne führte.

Er meinte, über eine Ruinenstätte zu schweben, über einer Stadt, die vor Jahrtausenden versunken war.

Aber das war noch nicht alles.

Auf einer abgebrochenen Säule, von der Tang und lange Algenfäden wie dünne Fahnen in der Strömung wehten, saß jemand.

Eine Frau!

Sie hatte wallendes, blondes Haar, einen bloßen Oberkörper – und keine Beine! Statt dessen hatte sie den Unterleib einer Nixe und das Gesicht von Rosemary Williams…

*

Björn Hellmark stand wie erstarrt.

Die Straße, die vor ihm lag, führte kerzengerade in gebirgiges Gelände, das schwarz und drohend die Stadt von dieser Seite begrenzte.

Dort waren das Wasser und der Boden aufgewühlt.

Aus einer finsteren Öffnung, die so groß war wie die gigantischen Türme der ausgestorbenen Stadt, kam ein unglaubliches Lebewesen, das wie ein Krake mit zahllosen Tentakeln ausgestattet war.

Es bewegte sich auf einem tonnenartigen Leib, der sich wie Kaugummimasse formen und verändern ließ.

Auf den Tentakeln saßen gräßliche Köpfe, für die es nichts Vergleichbares auf der Erde gab.

Die Schädel waren schwarz und schienen aus zahllosen breiten Muskelbändern gebildet, so daß sie ein streifiges Aussehen erhielten.

Die breiten Mäuler waren mit schräg gestellten, rasiermesserscharfen Zähnen bespickt, so daß man den Eindruck gewann, der ganze Rachen bestünde nur aus Zahnreihen.

Die Augen in den Köpfen waren groß und starr, zwei schwarze Pupillen, die aussahen, als wären sie Löcher.

Von hunderten solcher Augenpaare wurden Björn Hellmark und Whiss angestarrt, und der kleine geflügelte Begleiter auf Hellmarks Schulter machte einen entsetzten Sprung und verbarg sich im Nacken seines großen Freundes.

»Wo sind wir denn hier hingeraten, um Himmels willen?« fragte er, bibbernd vor Angst.

Vor Aufregung zuckten die Noppen auf seinem kahlen Kopf, und mehrere der fühlerartigen Auswüchse begannen unkontrollierte Bewegungen zu machen, rutschten nach außen und gaben seltsam sirrende Laute von sich.

Unwillkürlich zuckte Hellmarks Rechte zum Gürtel, wo für gewöhnlich sein Schwert steckte, wenn er sich auf abenteuerlichen Wegen befand. Doch die Waffe war nicht da. Das ›Schwert des Toten Gottes‹ war zurückgeblieben im Palast Turraks, einer Verbündeten Apokalyptas in dieser grausamen, mörderischen Welt.

Er war ohne jeglichen Schutz, nur auf seine bloßen Hände angewiesen, wenn er unerwartet in eine Auseinandersetzung oder eine Gefahr geriet.

Und diese Gefahr bahnte sich bereits an.

Der Gigant mit den unzähligen Tentakelköpfen, die gierig nach allen Richtungen ihre furchtbaren Mäuler aufrissen, wälzte sich näher.

Das mit Sauerstoff angereicherte Wasser ringsum begann zu brodeln. Dumpfes Donnern erfüllte die Atmosphäre, lief durch den Boden und ließ ihn erbeben.

Hellmark wagte nicht, sich zu bewegen. In unmittelbarer Nähe einer steinernen Riesenstatue wähnte er sich sicher.

Das Ungetüm war auf Nahrungssuche. Die schrecklichen Köpfe glitten an den langen, dicken Tentakeln durch das Wasser, über die Dächer der Türme und Häuser hinweg. Der formlose Gigant wälzte sich breiig vom Ende der Straße her auf die ersten Gebäude zu. Würde er sich jetzt aufrichten, hätte er sie um ein Vielfaches überragt!

Auch Whiss verhielt sich völlig still.

Björn war der Überzeugung, daß er mit Stillhalten eine ganze Menge erreichen konnte. Vielleicht kam das Monster nicht näher, vielleicht hielt es sich weiterhin am Ende der Straße auf. Wenn sie sich nicht regten, waren sie in den ›Augen‹ des Ungetüms möglicherweise nur ein Teil des Steines. Und an Steinen konnte es nicht interessiert sein…

Da mußte Björn Hellmark alle Erfahrungen über den Haufen werfen, die er bisher in seinem Leben gemacht hatte.

Was am Ende der Straße geschah, gehörte in einen Alptraum – und nicht in die Wirklichkeit. Vielleicht aber war es gerade die Wirklichkeit des Mikrokosmos', in dem die Gesetze der ›Normalwelt‹ ihre Gültigkeit verloren. Die letzte Statue riß die Arme in die Höhe, die Steinmauern erwachten zum Leben, als das grauenhafte Monster mit den hundert Köpfen und seinem unförmigen, schwarzen, pochenden Leib die ganze Straße ausfüllte…

*

Im ersten Augenblick meinte er, einer Halluzination, einer Sinnestäuschung zum Opfer zu fallen.

Er schloß krampfhaft die Augen und öffnete sie wieder in der Hoffnung, daß die Szene nicht mehr vorhanden sei.

Doch die Dinge hatten sich nicht verändert.

Die erste Statue sprang vor dem sich heranwälzenden Ungetüm davon. Die zweite auf der anderen Seite folgte.

Drei, vier weitere lösten sich von ihren Sockeln und versuchten mit kraftvollen Armbewegungen dem Sog zu entkommen, der durch das

Auftauchen des Tiefseeungeheuers entstanden war.

Alles dort vorn geriet in Bewegung. Und der tödlichen Gefahr des Tentakelköpfigen entkam keiner.

Das Monster vereinigte zahllose Lebewesen gleichzeitig in sich.

Jeder Kopf handelte selbständig, war eine blutrünstige, gierige Bestie, erfüllt von Vernichtungswillen und einem unstillbaren Hunger.

Die zähnestarrenden, geifernden Mäuler brachten hundertfachen Tod.

Die fliehenden Fischmenschen, die auf rätselhafte Weise vom Stein zu lebendigem Fleisch geworden waren, hatten überhaupt keine Chance.

Die vorschnellenden Köpfe fanden blitzschnell und genau ihr Ziel.

Die nadelspitzen Zähne bohrten sich in Arme und Beine. In einer Wolke aus grünem Blut wurden die Fischleiber zerrissen. Mehrere Monsterköpfe gleichzeitig teilten sich das Opfer, von dem nichts mehr übrig blieb. Die Fischkörper wurden von den Tentakelköpfen des Monsters zerrissen und verschlungen.

Whiss gab ein unterdrücktes Stöhnen von sich, während er vorsichtig um Hellmarks linkes Ohr spähte.

»Es kommt näher«, wisperte der Kleine aufgeregt. »Wir sollten so schnell wie möglich das Weite suchen…«

»Wir warten noch ab«, stieß Hellmark hervor. »Wenn wir keine Möglichkeit mehr sehen, können wir immer noch davonlaufen. Aber wenn wir jetzt auf uns aufmerksam machen, dann…«

»Wo ist da der Unterschied?« fiel Whiss ihm einfach ins Wort. Er redete jetzt mit einer Stimme, die Björn vollkommen fremd war und die Whiss noch nie benutzt hatte. »Er frißt Steine, die vor Schreck lebendig werden!«

»So sieht's aus, Whiss. Aber ich glaube, die Dinge liegen ein bißchen komplizierter.«

»Er wird uns fressen, wir dürfen nicht hierbleiben.«

»Wenn er dich erwischt, wird er enttäuscht sein«, konnte sich Björn Hellmark trotz des Ernstes der Lage diese Bemerkung nicht verkneifen.

»Wie meinst du das?« fragte Whiss spitz, der bereits etwas zu ahnen schien.

»Du bist ein Happen für den hohlen Zahn… das Urviech hat ganz andere Brocken notwendig. Wahrscheinlich liebt's nicht nur Fisch und wird sich mit Begeisterung auf uns stürzen, wenn es merkt, daß es Abwechslung gibt.«

»Vielleicht will es von dir überhaupt nichts wissen, weil du ihm zu schwer im Magen liegen würdest«, Whiss antwortete mit Hellmarks Stimme, so daß er meinte, sich vom Tonband zu hören. Der Kleine in seinem Nacken versuchte sich in Galgenhumor, den Björn zutage befördert hatte.

»Ich verschwinde jetzt, und du kommst mit. Ich halt das nicht länger aus«, fügte Whiss hinzu.

Er duckte sich, als wolle er springen. Auch Hellmarks Muskeln und Sehnen waren zum zerreißen gespannt.

Das einzige, was ihm blieb, war die Flucht. Der Koloß kam näher und…

Nein…, jetzt verhielt er in der Bewegung. In dem aufgewühlten Wasser trat Beruhigung ein. Gleichzeitig hörte auch die Bewegung der Statuen auf.

Gespannt wartete Björn Hellmark auf die weitere Entwicklung. War das alles nur eine Art Verschnaufpause, die das Meeres-Ungeheuer einlegte, oder hatte es den unheimlichen Angriff abgeschlossen?

Das letztere schien der Fall zu sein.

Die Tentakeln wurden kürzer, die schwarzen Köpfe mit den grausam anzusehenden Mäulern und den Reißzähnen klebten nun ganz dicht an dem prallen, formlosen Leib. Er sah aus wie bespickt, wie ein gigantischer See-Igel, der sich kriechend vom Ort des Entsetzens zurückzog. Er näherte sich dem titanischen Loch in den unterseeischen Bergen. Die Öffnung sah einem weit aufgerissenen Fischmaul nicht unähnlich. Ringförmig um die Öffnung spannte sich ein dicker, aufgeworfener Wulst, der aussah wie aufgesetzt.

Als das unheimliche Geschöpf den Straßenzug hinter sich ließ, war erst das ganze Ausmaß der Zerstörung zu erkennen.

Die Sockel, auf denen vorhin noch die riesigen Statuen der Fischmenschen gestanden hatten, waren umgekippt und geplatzt wie überreifes Obst. Überall verstreut lagen Steine.

Es schien, als hätte eine Bombe eingeschlagen. Das Ende der Straße war ein einziges Trümmerfeld.

Von den geheimnisvollen Statuen, die beim Auftauchen es Unheimlichen zu gespenstischem, unwirklichem Leben erwacht waren, ließ sich keine Spur mehr erkennen.

Das Monster kroch in den Höhleneingang, füllte ihn fast völlig aus. Dunkelheit hüllte es ein. Wie riesige, glühende Kohlen wirkten sekundenlang die Augen in einigen Köpfen, ehe auch sie von dem kriechenden Leib in die Finsternis gezogen wurden.

Eine halbe Minute verging, eine ganze… Noch immer wagte Björn Hellmark es nicht, das schützende Versteck zu verlassen.

Auch Whiss verhielt sich in dieser Zeit noch völlig abwartend. Doch dann, als Hellmark sich bewegte, schüttelte er sich wie ein nasser Vogel und warf sich in die Brust.

»Das Ganze schreit danach, daß man es ergründet«, war seine Meinung. »Es ist alles ruhig. Man könnte es wagen.«

»Was könnte man wagen, Whiss?«

»Einen Blick in die Höhle werfen, um herauszufinden, wie es innen aussieht.«

»Und was versprichst du dir davon?«

»Aufklärung über sein Verhalten, über seine Lebensart. Wissen kann nicht schaden. Im Gegenteil! Einen Feind, den man kennt, kann man besiegen. Wir können nicht wissen, ob es bei dieser ersten für uns glimpflich ausgegangenen Begegnung bleibt. Das nächstemal kann es dramatisch für uns werden. Außerdem – können wir bei dieser Gelegenheit auch feststellen, ob es sich nur um ein Einzelexemplar handelt oder um eine ganze Herde…«

Björn verdrehte die Augen. »Du hast eine wunderbare Art an dir, deine Freunde in Schrecken zu versetzen«, murmelte er. »Ob es eins oder zehn oder fünfzig von diesem komischen Ungeheuern gibt, wäre nicht wichtig für uns, wenn wir die Gelegenheit hätten zu verschwinden.« Er blickte bei diesen Worte in die Höhe.

»Wir sind sehr tief«, warf Whiss ein. »Es würde uns gelingen, ein paar Meter in die Höhe zu steigen, aber dann würden wir von der starken Anziehung wieder auf den Meeresgrund herabgezogen.«

Björn nickte. »Das ist mir auch klar. Aber als ich von Apokalypta und ihren Schergen vom Flaggschiff geholt und in die Röhre gebracht wurde, ist mir aufgefallen, daß unzählige dieser Röhren von der Meeresoberfläche in die Tiefe führen. Es war möglich, mit ihnen nach unten zu gelangen – also muß es umgekehrt auch möglich sein, wieder nach oben zu kommen. – Es ist mir ein Rätsel, weshalb wir auf unserem Weg durch die Stadt auf keine weiteren Röhren gestoßen sind.«

Whiss zuckte nach menschlicher Art mit den schmalen Schultern. »Wir sind bisher nicht sehr weit gekommen. Vielleicht sind die Abstände zwischen ihnen sehr groß.«

»Vielleicht…«

»Ich habe mich nur auf eine einzige Röhre konzentriert, und das war wichtig«, kam das vogelähnliche Geschöpf mit dem Schildkrötenkopf noch mal auf seine Rettungsaktion zu sprechen. »Wir werden weiter suchen. Aber erst die Höhle. Ich hab' so ein komisches Gefühl…«

»Ich auch, Whiss…«

»Dann setzen wir alles daran, diese komischen Gefühle zu eliminieren, einverstanden?« Whiss erhob sich.

»Ich komm mit«, sagte Hellmark und löste sich vollends von dem Sockel, hinter dem er die ganze Zeit gekauert hatte.

»Würde ich nicht vorschlagen«, Whiss schüttelte den Kopf, befand sich in diesem Moment etwa in Augenhöhe Hellmarks und wedelte heftig mit seinen wie aus zarter Seide gesponnenen wirkenden Flügel und damit der Anziehung entgegen. »Wenn ich allein gehe, ist's

gefahrloser.«

Der Kleine entwickelte eine Initiative, die Hellmark erstaunte.

»Inwiefern?« wollte er wissen.

»Ich bin kleiner als du… ich kann mich besser verstecken, wenn’s darauf ankommen sollte.«

Dem mußte Hellmark zustimmen. Dennoch huschte ein wehmütiges Lächeln über seine Züge.

Whiss’ Bemerkung warf ein bezeichnendes Schlaglicht auf ihre verfahrene Situation.

Jetzt von groß und klein zu sprechen war geradezu vermessen.

Wenn er sich vor Augen hielt, wie klein sie in Wirklichkeit waren! Die Welt, in der sie sich aufhielten, war die des Atoms. Sie selbst waren so winzig, daß es überhaupt keine Möglichkeit mehr gab, einen Begriff dafür zu finden, daß selbst die eigene Vorstellungskraft versagte.

»In Ordnung«, Björn war einverstanden. »Aber sei vorsichtig! Ich seh mich einstweilen in der Nähe um und nehme vor allem die komischen Statuen unter die Lupe. Vielleicht gelingt es mir, das Geheimnis ihrer Wiedergeburt zu entdecken… aber nicht nur das«, fügte er plötzlich leiser hinzu.

»Was noch?« reagierte Whiss sofort, der ein bemerkenswertes Einfühlungsvermögen besaß.

»Es ist nur so eine Idee… ich muß dauernd an jemand denken.«

»An Carminia… Rani… Arson…?«

»Auch an sie, ja – aber nicht in diesem Zusammenhang. An einen anderen Freund. An Oceanus…«

»Wer ist Oceanus?«

»Der Herr der Meere, der Herr der Schwarzen Wasser…«

Whiss riß beide Augen noch mehr auf, so daß er noch ulkiger aussah. »Jetzt wird’s aber komisch…«

Björn erklärte es ihm. »Als ich Oceanus zum erstenmal begegnete, war es ein Zusammentreffen mit einem Feind. Sein Wesen war verhext. Der Bann konnte zum Glück gebrochen werden, und Oceanus erkannte sein eigenes Ich wieder. Durch dämonische Manipulation war sein ganzes Volk ins Unglück gestürzt worden. Oceanus war überzeugt davon, daß seine Rasse nicht ausgestorben war, sondern noch lebte. Er vermutete, daß sein Volk in einer anderen Dimension in die Irre geführt worden war. Es gelang ihm, das Tor in jene Dimension zu finden. Er nannte das Tor den ›Elefantenfuß‹, weil es genauso aussah… Dort tauchte Oceanus in das Meer ein. Ich bin dem Fischmenschen noch ein einziges Mal begegnet. Er war sehr zuversichtlich, die Spur seines verschollenen Volkes wiederzufinden. – Danach habe ich nie wieder etwas von ihm gehört oder gesehen, obwohl ich einige Male seinen Meerespalast aufgesucht habe. Die

Räume sind leer und verlassen…

Und seltsam… die ganze Atmosphäre der Vereinsamung finde ich hier wieder. Aber das ist noch nicht alles. Auch die Statuen der Fischmenschen… sie sind ihm so ähnlich und manchmal muß ich daran denken, daß… aber nein, das ist sicher absurd. Auf welche Weise soll Oceanus' verschollenes Volk in die Welt des mikroskopisch Kleinen geraten sein? Ich kann es mir einfach nicht vorstellen…«

Aber er wußte auch, daß die Verbindungen der Dämonischen untereinander oft so fest verknüpft waren, um einen solchen Fall als »unmöglich« zu apostrophieren.

Die Welt der Finsternis hatte tausend Tore, Hintertüren, geheimnisvolle, unenträtselte Labyrinthe, durch die andere Dimensionen, andere Reiche, Makro- und Mikrokosmos erreicht werden konnten.

Und so verwarf er den seltsamen Gedanken nicht, der sich mit Oceanus und seinem verschollenen Volk beschäftigte…

*

Er beobachtete Whiss, der eine Kehrtwendung machte und sich dann Richtung Höhleneingang absetzte.

Der Kleine hielt sich dicht an den Hauswänden, den Türmen und Statuen, um einem eventuellen Beobachter aus der Höhle keinen Anhaltspunkt für seine Annäherung zu geben.

Whiss hatte einige Schwierigkeiten, gegen die Strömung anzukommen. Er kam nur langsam voran.

Hellmark lief geduckt die Straße entlang, ebenfalls im Schutz der Häuser und steinernen Figuren.

Wo die Schuttberge der Sockel lagen, verharrte er im Schritt und verfolgte mit seinen Blicken Whiss, der sich von der linken Seite her dem aufgesetzten Wulst rings um den Eingang näherte.

Der vogelähnliche Begleiter Björns konnte in den kleinsten Winkeln, Vorsprüngen, Nischen und Spalten Unterschlupf finden. Er wartete spähend und lauschend einige Sekunden ab und glitt dann – indem er sich an der dunklen, glatten Wand entlanghangelte – in den finsteren Höhleneingang.

Whiss entschwand Hellmarks Blick.

Alles blieb still.

Whiss schien – wie verabredet – sehr vorsichtig vorzugehen.

Hellmark nahm sich die Zeit, die Steingestalten näher zu betrachten. Er kletterte auf den Sockel jener Statue, die nun als erste jene Grenze bildete, die das Vorfeld zur Region des Monsters bildete und von diesem in eine wahre Schutthalde verwandelt worden war.

Er tastete den rauhen, schuppigen Stein ab. Teilweise war er

überwachsen von Tang und Algen.

Die Meeresflora hatte auch an einigen Gebäuden Fuß gefaßt. Das war ihm gleich zu Anfang aufgefallen. Aber er vermißte die anderen, typischen Lebewesen der See. Fische… Bisher hatte er – außer den steinernen Riesenstatuen – keinen einzigen gesehen.

Mieden sie diese Stadt, diesen ganzen Kontinent, der – wie Apokalypta behauptete – nur von Wasser bedeckt war?

Hing es mit dem Ungeheuer in der Höhle zusammen, daß die anderen Lebewesen diesen Ort fürchteten?

Oder war es einfach so, daß in diesem Wasser keine Fische herkömmlicher Art existieren konnten?

Horron – der Kontinent der Vergessenen – unterstand eigenen Gesetzen… niemand kannte sie…

Björn ging gründlich mit seiner Untersuchung des Gesteins vor, während ihn tausend Gedanken beschäftigten.

Die Statue war aus kaltem, kalkigem Gestein. Das rührte sich nicht unter seinen Händen. Auch die Mimik des Fischmenschen veränderte sich nicht.

Hatte ihn vorhin ein Spuk genarrt?

War mit dem Auftauchen des Ungeheuers eine Halluzination entstanden, der sowohl Whiss als auch er zum Opfer gefallen waren?

Bekämpfte das Monster die unterseeische Stadt und vernichtete alle Anlagen, die offensichtlich intelligente Lebewesen geschaffen hatten, im Laufe der Zeit?

War das riesige Ungeheuer der Grund dafür, daß dieser Kontinent verlassen wurde oder ausgestorben war? Hatte es möglicherweise alle Einwohner in einem wahnwitzigen Angriff vernichtet – und herrschte nun allein in diesem toten Land?

Zu den alten, brüchigen Trümmern anderer Sockel waren Whiss und Hellmarks Augen neu hinzugekommen. Die frischen Bruchstellen im kalkigen Gestein unterschieden sich deutlich von den älteren Brocken die seit Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten hier standen. Die Straße jenseits der neuen Schutthalde war zerstört. Die Stadt war von dem mächtigen Unterwassergebirge wie abgeschnitten. Das Licht am Ende der Straße war anders als weiter vorn. Düsterer… die Atmosphäre strahlte Bedrohung aus…

Björn klopfte den Stein ab, aus dem die Statue bestand.

Nichts ereignete sich…

Das Geheimnis der vorhin zum Leben erwachten Steinernen ging ihm nicht aus dem Sinn.

Es blieb ihm jedoch keine Zeit mehr, eine weitere Statue als Vergleich heranzuziehen oder sich über das rätselhafte Phänomen weitere Gedanken zu machen.

Der Schrei ließ ihn zusammenfahren.

Im ersten Moment glaubte der Abenteurer, daß das Geräusch aus der Höhle kam. Er warf seinen Kopf herum. Whiss! Er war in Gefahr…

Da merkte er, daß der Schrei ihn von der Seite erreichte. Dort vorn war alles ruhig…

Björn sprang von dem hohen Sockel und kam hart auf. Das Wasser bremste ihn kaum. Die Anziehung war viel zu stark.

Hellmarks Blicke schweiften über die Fassade eines gewaltigen Turms, der mit unzähligen Fensterreihen übersät war. Steil und scheinbar endlos, bis er seinen Blicken entschwand, ragte das Bauwerk einer fremden Rasse vor ihm auf und wurde von den dunkelgrünen Fluten umspült, in denen er sich bewegte und atmete wie ein Fisch im Wasser.

Hinter den dunklen Fenstern, durch die er keinen Blick ins Innere des Gebäudes werfen konnte, entstand Unruhe.

Es hörte sich so an, als würde hinter den Mauern ein Kampf stattfinden.

Björn lief zum Eingang. Es gab mehrere. Unter jeder kerzengerade senkrecht in die Höhe führenden Fensterreihe gab es einen torähnlichen Durchlaß. Ein kleiner Tunnel lag vor ihm, in den er eintauchte.

Dann ragte eine Wand vor ihm auf. Darin gab es Treppen.

Björn Hellmark benutzte sie und stieg nach oben. Bei der fünften Stufe erlebte er eine Überraschung.

Er durchstieß das Wasser. Sein Kopf ragte hinaus in Luft!

Das geschah so schnell, so unerwartet, daß er eine mögliche Gefährdung seines Lebens viel zu spät erkannte.

Schon tat er den ersten erstaunten Atemzug, als er erschrocken innehielt.

Was war, wenn dieses Gasgemisch giftig war?

Doch schon zu spät. Er hatte geatmet und hielt inne, während die Geräusche aus den verschachtelten Räumen und Kammern klarer und deutlicher sein Gehör erreichten.

Sein Denken setzte nicht aus, seine Sinne versagten nicht ihren Dienst. Die Luft war sauber und bekam seinem Organismus.

Björn atmete tief durch und ließ die letzten Treppen hinter sich. Er war nach dem langen Aufenthalt nicht mehr gewöhnt, auf festem Boden zu gehen, nicht von dem grünen Wasser der fremden Welt umspült zu werden. Er bewegte sich bei den ersten Schritten recht staksig und taumelte, weil er sich unwillkürlich gegen eine vermeintliche Strömung stellte, die es hier jedoch nicht mehr gab.

Ein neues Mysterium in einer Welt, in der alle physikalischen Gesetze köpf zu stehen schienen.

Warum gab es in diesem Turm – und damit wahrscheinlich auch in den anderen Bauwerken der Stadt – kein Wasser? Wieso waren die

Räume bis in die schwindelerregende Höhe über ihm mit Luft erfüllt? Hunderte breiter, gewundener Treppen führten in die verschiedenen Etagen. Treppen waren für Menschen oder menschenähnliche Geschöpfe notwendig, die damit bequem unterschiedliche Höhen überwinden wollten.

Die Kammern und Räume, durch die er kam, waren groß. Alles war rund oder oval gehalten. Unterhalb der eingekerbten Fensterbänke standen Sitzgelegenheiten und bettähnliche Gestelle, die mit einer weichen und reich verzierten Polsterung versehen waren. Geschickte Hände hatten diese einfachen Möbelstücke gefertigt. Andere Einrichtungsgegenstände gab es nicht.

In den Wänden gab es große Löcher und Nischen, die an eingebaute Tische und Regale erinnerten. Auf erhabenen Mauervorsprüngen standen einzelne Schalen und Gefäße, die aus einer grünbraunen Masse bestanden. Sie waren nicht glatt wie irdisches Tongeschirr. Es sah so aus, als hätten die Hersteller jeweils einzelne Kügelchen aneinandergepreßt und dadurch die Form gestaltet. Der Hohlraum war dabei automatisch entstanden. Die »Krüge« und »Schalen«, wie Björn sie für sich bezeichnete, waren fremdartig und sahen apart aus…

Von jeder Kammer aus führte eine Treppe zu einem höher gelegenen Raum oder auf einen Vorsprung, von dem aus es möglich war, eine andere Treppe in die Höhe zu erreichen. Aus dem Turminnern war es möglich, durch die riesigen Fenster »hinauszublicken«… in das grüne Wasser, in die geheimnisvolle Stadt Horron…

Das Material – Glas war es nicht – war nur von der Innenseite her durchsichtig.

Wer immer hier einst gewohnt hatte – das gesellschaftliche Zusammenleben unterschied sich ganz beträchtlich von dem der Menschenrasse.

Alles wies darauf hin, daß die Fremden, die ehemaligen Bewohner der Unterwasserstadt, in ganzen Sippen zusammengelebt hatten. Jeder Raum erinnerte entfernt an eine Höhle, in die sie sich zurückzogen. Jeder war für sich allein – und doch zur gleichen Zeit von vielen hundert oder gar tausend »Angehörigen« umgeben.

Hellmark schloß daraus, daß in jeder Kammer jenseits der ersten Treppe, die aus dem Wasser in den Turm führte, es nur eine einzige Liegemöglichkeit gab.

Ein langgezogenes Stöhnen hallte durch die labyrinthartigen Behausungen. Björn Hellmark fiel die Entscheidung schwer, woher der Laut gekommen war.

Er hielt sich rechts und bewegte sich leise, um nicht auf sich aufmerksam zu machen. Er wußte nicht, wer sich noch im Turm

aufhielt. Da aus ihm Geräusche drangen, konnte er davon ausgehen, daß die geheimnisvolle Stadt doch nicht so verlassen war, wie sie sich ursprünglich dargestellt hatte…

Wenn allerdings in diesem Turm jemand in Gefahr war und um sein Leben kämpfte, dann mußte Hellmark auch berücksichtigen, daß seine Anwesenheit in Horron längst durch die großen Fenster beobachtet worden war.

Ein Gedanke kam ihm…

Vielleicht war es gerade seine Anwesenheit, die diese Situation provoziert hatte! Es war ohne weiteres möglich, daß sich jemand in der gleichen Lage befand wie er, einer, der verdammt und verbannt worden war, in einem Raum dieses Turms festgehalten wurde oder dahin geflüchtet war.

Er durfte eines nicht vergessen: er befand sich in der fernen Vergangenheit der Erde. Apokalypta hatte ihn mit ihrer Armada um zwanzigtausend Jahre in der Zeit zurückversetzt.

Sowohl Apokalypta als auch ihr Verbündeter Turrak, der den Fall Xantilons und seiner Heere vorbereitete, hatten die Möglichkeit, unbequeme Zeitgenossen hierher in die Verbannung zu schicken.

Irgendeinem Unbekannten war möglicherweise ein Schicksal beschieden, das sie gemeinsam meistern konnten. Einer probte den Aufstand, und Björn Hellmark war bereit, mit aller Kraft einzugreifen…

Seine Bewegungen erfolgten geschmeidiger. Er lief ausdauernd und gleichmäßig. Seine Schritte waren jetzt sicher. Er fand sich wieder auf festem Boden zurecht.

Er umlief einen Mauervorsprung. Dahinter eine breite Treppe. Jemand, der mindestens fünf- oder sechsmal so groß war wie er, konnte sie bequem benutzen. Und er hatte allen Grund zu der Annahme, daß die Baumeister diese gewundenen Treppen deshalb so breit anlegen mußten, weil die Bewohner der Türme wegen ihrer Körpergröße sie einfach benötigten.

Hinter der Treppe gab es eine weitere Wandöffnung, von der aus der nächstfolgende Raum zu erreichen war.

Von dort – kamen die Geräusche!

Hellmark erreichte die Schwelle zum Durchlaß.

Er erblickte noch den riesigen, runden Saal, eine Halle, in die ein ganzer Bahnhof gepaßt hätte.

Die Wand ganz vorn schien nur aus Glas zu bestehen. Dort bewegte sich etwas…

Er konnte es nicht mehr erkennen.

Ein Schatten wuchs hinter ihm auf. Groß, massig, lautlos.

Dann zischte etwas durch die Luft.

Björn Hellmark wurde voll getroffen.

Sein Kopf flog zurück, und der Mann brach auf der Stelle wie vom Blitz gefällt zusammen.

Endlos und totenstill war die Schwärze, die ihn einhüllte und alle seine Sinnesempfindungen löschte…

*

Er glaubte zu träumen.

John Racliffe war erst recht überzeugt davon, einen Tiefenrausch zu haben, als die Nixe ihn ansprach.

Nixe! Es gab keine Meerjungfrauen, die hatte sich irgendwann in der Geschichte der Menschheit mal ein phantasiebegabter Erzähler ausgedacht.

»Komm näher!« sagte die sanfte Stimme. Er verstand deutlich jedes einzelne Wort. »Ich möchte mich mit dir unterhalten… es ist sehr wichtig…«

John Racliffe verschluckte sich.

Instinktiv aber tat er, was die schöne Meermaid von ihm erwartete.

Seine Sinne spielten ihm einen Streich.

Es mußte mit dem merkwürdigen Ringgebilde zusammenhängen, das sie nur wenige Meter unterhalb des Kiels der YOUNG LOVE aufgespürt hatten.

Das Gesicht der Meerjungfrau war ihm nicht fremd. Er hatte es irgendwo schon mal gesehen…

Als sie lächelte, wußte er es wieder: Heute abend! Am kalten Büfett – da hatte er sie gesehen.

Er fuhr zusammen, seine Haut wurde eiskalt.

Das war die Frau, die über Bord gegangen war, die man verzweifelt suchte!

Er wollte etwas sagen. Aber nur ein Blubbern kam aus seinem Mund.

Rosemary Williams warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Sie können es sich bequemer machen – nehmen Sie doch einfach Ihr Mundstück heraus…«

Racliffes schüttelte heftig den Kopf.

»Sie haben – Angst?«

Er nickte.

»Unsinn! Wovor? Vor dem Wasser, daß Sie ertrinken könnten? Schauen Sie mich an! Ich fühle mich sehr wohl – und bin noch immer am Leben… obwohl ich das Ihrer Meinung nach nicht mehr sein dürfte, nicht wahr? Nur kurze Zeit im Wasser, und schon gehört man in dieses Element. Der Körper paßt sich an…«

Verrückt! Sie ist total verrückt, hämmerten die Gedanken hinter Racliffes Schläfen. Nein ich bin verrückt! Ich sehe und höre schon

Dinge, die es gar nicht geben kann…

Er hatte eine ganze Menge getrunken an diesem Abend. Es kam ihm vor, als hätte die Party auf der YOUNG LOVE schon vor langer Zeit stattgefunden.

Er war jetzt dicht vor der schönen Frau mit dem bloßen Oberkörper und dem Unterleib einer Meerjungfrau. Wie magnetisch zog ihn ihre Nähe an, und er fühlte den Wunsch in sich aufsteigen, sein Tauchergerät abzustreifen, sich von einer Last zu befreien und sich schwerelos wie ein Astronaut im All in der Tiefe des Meeres ohne jegliche technischen Hilfsmittel zu bewegen.

Die Nähe der Schönen übte eine beinahe hypnotisierende Wirkung auf ihn aus.

Wieder ihr Lachen, das ihm einen wohligen Schauer über den Rücken schickte.

»Ich bin in das Element zurückgekehrt – aus dem ich einst gekommen bin«, sagte sie. »Ganz plötzlich habe ich es gefühlt… und dann habe ich gehandelt. Als ich den Ring sah, wußte ich, daß ich darauf zuschwimmen mußte, um wieder nach Hause zurückzukehren.«

Nach Hause? Wie sich das anhörte!

Aber wenn man sie so betrachtete, hatte sie eigentlich nicht mal so unrecht. Sie gehörte hierher – zumindest mit einem Teil ihres Körpers. Sie war weder Fisch noch Mensch – sie war ein geheimnisvolles Zwitterwesen, von dem schon in Sagen und Legenden berichtet wurde und das einen eigenwilligen, unbeschreiblichen Reiz auf ihn ausübte.

Rosemarie Williams glitt sanft empor. Die kaum spürbare Strömung trug sie ihm entgegen. Sie streckte ihre Hände nach ihm aus.

»Keine Angst«, betonte sie, als sie seine Reaktion erblickte. Unwillkürlich riß er die Harpune empor. »Sie wollen mir doch nicht weh tun… wir gehören zusammen, haben die gleiche Welt entdeckt…«

Verwirrt sah er sie an.

Sie schien viel zu wissen. Verdammt, daß Pit dies nicht miterlebte. Wenn er jetzt die Kamera zur Hand gehabt hätte – das wäre eine Sache gewesen! Aber so konnte er nichts beweisen, weil kein Mensch ihm seine Geschichte glauben würde.

Wieviel Fragen hatte er auf dem Herzen!

Aber nicht eine einzige konnte er stellen – dieses verdammte Mundstück hinderte ihn daran, sich auszudrücken.

Er fühlte den Körper der Seejungfrau unter seinen Händen, jede ihrer Bewegungen, nahm jetzt seine Hand und streichelte ihr über das lange, blonde Haar.

Nein, das war keine Halluzination. Er spürte die »Erscheinung« schließlich und sah sie nicht nur, wie es bei Halluzinationen üblich

war.

Er löste sich aus ihrem Griff und deutete auf die umgekippten und zum Teil zerbrochenen Säulen, die die rätselhafte Straße auf dem Meeresgrund flankierten.

›Wie kommt das hierher?‹ wollte er damit ausdrücken. ›Und wieso bin ich auf dem Meeresgrund? So tief konnte ich doch in der kurzen Zeit gar nicht tauchen?‹

Sie schien zu ahnen, was er fragen wollte.

»Es handelt sich um eine uralte Stadt. Dies sind die Reste einer Ansiedlung, in der vor vielen Jahrtausenden noch intelligente Meeresbewohner lebten. Alles Leben kam einst aus dem Meer – und an diesem ersten Leben hatte ich teil…«

Sie deutete auf die zerbrochenen Säulen, auf die Ruinen würfelförmiger Bauten, von denen nur noch Trümmer existierten.

Sie nahm ihn am Arm und zog ihn mit. Willig ließ er sich führen und vergaß dabei die seltsamen Umstände, die zu dieser Situation geführt hatten.

»Ein mächtiger Magier herrschte in diesem Land… der Name ist längst vergessen, vergangen sind die Bewohner, denen seinerzeit eines versprochen wurde: wiedergeboren zu werden in einer Gestalt und dann zurückzukehren in das Land, das der Magier zerstört hatte. Die Wiedergeborenen aber waren dazu auserkoren, die Städte wieder aufzubauen…«

Was er da hörte, ging ihm nicht in den Sinn.

Er träumte das Ganze sicher nur. Nach dem opulenten Mahl und reichlichem Alkoholgenuß lag er jetzt sicher im Bett und träumte irrsinniges Zeug.

Aber er würde sicher aufwachen, wenn er jetzt das Mundstück herausnahm und sich unabhängig von den Sauerstoff-Flaschen auf seinem Rücken machte.

Ohne noch eine Sekunde zu zögern, tat er es.

Er hielt den Atem an und entließ die verbrauchte Luft langsam aus den Lungen.

»Atme… du kannst hier atmen, wie ich es kann. Auch ich bin ein Mensch«, sagte Rosemary Williams zu ihm.

Wie konnte er im Wasser atmen? Das widersprach allen Gesetzen, aller Vernunft. Er würde jetzt sicher gleich aufwachen, weiter konnte dieser komische Traum nicht gehen. Er hatte mal gelesen, daß in dem Augenblick, da für den Träumenden eine unerträgliche Lage entstand, er auf alle Fälle aufwachte.

Er hatte sich dem Erstickungstod preisgegeben. Der Druck auf seine Lungen wurde stärker. Er brauchte Luft und fühlte, wie er verleitet wurde, das Mundstück wieder zwischen die Zähne zu schieben.

»Es ist nicht nötig! Atme!«

Da riß er den Mund auf.

Todesangst erfüllte ihn. Nur einen Moment. Jetzt mußte er doch aufwachen!

Wasser drang in seine Lungen, und er trank welches. Es war völlig geschmack- und geruchlos, und zu seiner Verwunderung fühlte er sich im nächsten Augenblick von dem Druck auf seiner Brust befreit.

Sein Blut wurde mit Sauerstoff versorgt.

»Es kann – nicht wahr sein«, entrann es seinen Lippen.

Er sprach unter Wasser.

Rosemary Williams nickte. »In Horron wird alles wahr, jeder Gedanke, der gedacht wird, jeder, einst gedacht wurde…«

Er kräuselte die Stirn. Das war wieder so eine Bemerkung, mit der er nicht viel anzufangen wußte.

»Was ist Horron?«

»Ein Kontinent, der seit Anbeginn der Zeiten im Wasser existiert. Nicht in der Welt, aus der Sie kommen«, fügte Rosemary Williams sofort hinzu, als sie sah, daß Racliffe erneut zum Sprechen ansetzte. »Er liegt in dieser Welt – dies ist eine andere… der Ring hat Sie vom Makro- in den Mikrokosmos getragen… die Grenzen innerhalb des Ringgebildes sind durchlässig wie eine Membran… Sie befinden sich – wie ich – in der Welt des Atoms, inmitten eines Moleküls, das sich in einem riesigen, unfaßbaren Universum für uns bewegt… Niemand wird Sie jemals finden…«

Es wurde immer phantastischer. Aber seltsam – je irrsinniger sich die Geschichte anhörte, desto mehr interessierte sie ihn. Er hatte seit jeher eine Schwäche für das Absurde, Absonderliche, Phantastische… was hier geschah, kam seinen Wunschvorstellungen auf eine frappierende Weise nahe…

Wie oft hatte er sich gewünscht, bei seinen Tauchversuchen auf eine versunkene Kultur zu stoßen oder auf ein altes, mit Gold und Silber beladenen Wrack, das in einem früheren Jahrhundert im Sturm sank und…

Er fuhr zusammen.

Narrten ihn seine Sinne?

Er kniff die Augen zusammen, um etwas schärfer sehen zu können. Er war etwas kurzsichtig, in dem schummrigen Wasser hinter der von Säulen flankierten Straße sah er die Umrisse eines alten, von Tang und Unterwasserflora überwachsenen Schiffsrumpfes!

War es die ganze Zeit über schon da gewesen – oder eben erst ›wunschgemäß‹ hinzugekommen? Er mußte an die Worte der Meerjungfrau denken, die davon gesprochen hatte, daß jeder Gedanke in Horron wahr würde…

Er war eher davon überzeugt, daß er seine ganze Aufmerksamkeit

Rosemary Williams entgegengebracht hatte, so daß ihm alles andere entging.

Ohne daß es ihm bewußt wurde, setzte er sich in Bewegung. Ja näher er dem Wrack kam, desto klarer schälte sich auch der bisher nicht erkannte Hintergrund für ihn heraus.

Er sah würfelähnliche Gebäude, von denen nur noch die Außenwände standen, er sah Straßen, die noch von völlig erhaltenen Säulen flankiert wurden.

Das uralte Wrack lag morsch und vergammelt mitten zwischen den Säulenarkaden.

Die meisten Luken waren von Muschelkalk, Tang und Algen überwachsen. Verrostete Kanonenrohre starrten aus einigen Luken und waren vom Wasser schon ganz zerfressen.

In einer Luke gab es einen Spalt, durch den Racliffe starrte. War es ein Zufall, daß sich diese Luke genau in seiner Richtung befand, er gar nicht lange danach suchen mußte?

Er machte sich darüber keine Gedanken.

Was er sah, verschlug ihm den Atem.

»Gold«, hauchte er, »die ganze Kammer dahinter – ist gefüllt mit Gold! Münzen, Körner – Barren…« Am liebsten hätte er den Spalt verbreitert, um hineinzukommen. Es war schon seltsam, daß das Gold so offen vor ihm lag, daß es nicht von Tang und Algen, von Schlamm und Sand bedeckt war. Wenn das Schiff wirklich seit Jahrhunderten auf dem Meeresgrund lag, müßte auch die Ladung unter der Flora und Fauna dieser Welt begraben liegen… Dieser Welt, hallte es wie ein Echo in ihm nach. Darin lag vielleicht das Rätsel begründet. Es war eine andere Welt, nicht mit den Gesetzen jener zu vergleichen, aus der er gekommen war… er war durch einen Spalt in eine andere Dimension, in eine andere Daseinsebene geraten… so etwas sollte es geben. Unerklärlicherweise verschwunden immer wieder Menschen spurlos, ohne daß man jemals etwas über ihr Schicksal erfuhr…

»Wir müssen zurück«, sagte er erregt und stieß sich von dem glitschigen Rumpf ab. »Das ist doch möglich, nicht wahr?«

Plötzlich war die Angst wieder da, daß er das, was er entdeckt hatte, an niemand weitergeben konnte, daß es ihm praktisch überhaupt nichts nützte.

»Selbstverständlich können wir zurück. Wir müssen sogar wieder auf das Schiff. Sie und ich… und bald die anderen auch, nur dann wird in Horron wieder das Leben aus den Ruinen erblühen. Frisches Leben, das wir beide bringen…«

Sie war ihm plötzlich ganz nahe, und er spürte ihren weichen Mund an seinem Nacken.

Die Berührung kitzelte ihn, und er zuckte zusammen, wich jedoch nicht aus.

Da biß Rosemary Williams zu.

Der Schmerz, der sein Bewußtsein erreichte, war scharf und brennend.

John Racliffe war nicht fähig, sich loszureißen, oder sonst eine Abwehrbewegung zu machen.

Er war wie erstarrt.

Rosemary Williams – war zum Vampir geworden!

Sie saugte sein Blut. Dann ließ sie ihn los. Vor seinen Augen drehte sich alles wie ein Karussell.

Er kippte nach vorn und drehte sich dabei um neunzig Grad. Er bekam den rätselhaften Vampir zu Gesicht, sah ihn nun mit anderen Augen.

Er sah nicht mehr aus wie die schöne Frau von dem Dampfer. Es war ein häßlicher Fischmensch mit einem breiten Maul, spitz herausragenden Zähnen und kalt blickenden, starren Augen.

John Racliffe fühlte sich elend. Seine ganze Kraft war gewichen, es bereitete ihm unendliche Mühe, noch die Augen offen zu halten, es war anstrengend für ihn, zu denken…

»Du wirst sterben – und zu neuem Leben erwachen«, vernahm er wie aus weiter Ferne die dunkle, triumphierende Stimme. »Und dann wirst du hinaufkommen auf das Schiff und mich unterstützen. Alle, die sich dort befinden, werden uns begleiten nach Horron, wo das neue Leben beginnen wird. Das Volk, das in der Vergangenheit Großes schuf – wird wieder da sein. Die ureigene Kraft von Horron wird wirksam werden, die Fremden vernichten und die Entwicklung neu ankurbeln…«

Tausend Fragen formten sich in Racliffes Bewußtsein. Er war zu schwach, um eine einzige zu stellen.

Wer war derjenige, der zu ihm sprach, wirklich? Warum hatte er das Meeresungeheuer vorhin in einer anderen Gestalt erblickt, nämlich in der einer legendären Nixe? Da hätte er schon aufpassen müssen. Aber er hatte sich einlullen lassen.

Dafür gab es nur eine Erklärung. Hypnose war im Spiel gewesen…

Vampire – gab es die wirklich? Vor allem solche, wie er jetzt einen vor sich sah – in der Gestalt eines großen Fischmenschen?

»Ich kann mir vorstellen, was in deinem Kopf vorgeht«, sagte der Vampir zu ihm. »Da ist die Frage nach meiner Herkunft, nach meinem Wollen… nach den Gründen… ursprünglich war alles anders geplant. Lange Zeit war ich ein Mensch, der nur auf eine entscheidende Stunde gewartet hat. Auf die Stunde, in der die Erinnerung nach Horron in ihm wach würde. In einer Vollmondnacht geschah es. Ich verwandelte mich zur blutrünstigen Bestie. Aber ich hatte keine Zeit, die Entwicklung voll abzuwarten. Ich wurde gezwungen, zu fliehen. Wer je in Horron lebte, verfügt über besondere Fähigkeiten, die auch dann

nicht verkümmern, wenn Jahrhunderte oder gar Jahrtausende vergehen. Noch ehe die Dämonen waren, gab es Leben in Horron… sagt ein altes Sprichwort. Wir sind ihnen ähnlich – und doch anders. Wir wollen herrschen! Und wir werden es! Vielseitig war unsere Entwicklung, ehe die Natur sich gegen uns stellte und Einhalt gebot. Die Zeit blieb stehen – und damit alles Leben. Damit war die Rasse der Dämonen – unabhängig von jeglicher Natur – uns überlegen. Aber der Schein trügt. Mit dem Leben derer, die jetzt noch ahnungslos auf dem Schiff sind, werde ich zurückkommen, und Stein wird zu Fleisch werden. In Horron werden wieder die Waffen klirren… Die alten Zeiten werden anbrechen, die Tage nach der ersten Dunkelheit. In der Welt des mikroskopisch Kleinen werden die aus Horron das Sagen haben. Und nichts wird sein außer ihnen, nichts wird nachkommen. Die Zeit wird sich anders bewegen… neue Zeiten anbrechen… eine Zeitlang war ich Mensch. Da hatte ich den Namen Jonathan Pallert. Ich mußte die Menschenwelt verlassen – und wurde Fisch, in dem ich in einen Fluß sprang, um mich vor meinen Verfolgern in Sicherheit zu bringen. Ich fand noch die Gelegenheit, den Ruf auszustoßen, der die Ringe herbeizitiert… sie stammen aus Horron und sind ein Teil jener Welt, in der eigene Gesetze herrschen. Sie tauchen aus dem Mikrokosmos auf, lassen Raum und Zeit hinter sich und bieten dem, der sie braucht, Hilfe und Schutz. Der Weg zwischen den Universen verschiedenartigster Prägung ist kurz und schnell wie ein Gedanke. In der Natur und im Geist ist alles vorhanden, was dem Leben nützt. Die Ringe wandern wie Planeten durch den Mikrokosmos, werden nur auf Horron-Befehl aktiv und verbinden die Kosmen miteinander, so daß eine Reise zwischen ihnen zum Kinderspiel wird. Und deshalb werden alle mitkommen, die sich auf dem Schiff befinden. Als Geisterschiff wird es weiterhin über den Ozean reisen, ehe man erkennt, daß sich kein Mensch mehr an Bord aufhält.

Keiner wird fehlen. Und darauf kommt es letztendlich an…«

Der Fischmensch stieß sich ab.

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte John Racliffe den Eindruck, als befänden sich auf den Schultern des seltsamen Vampirs zusammengefaltete Flügel, die sich kaum entfalteten, als er pfeilschnell in die Höhe stieg.

Wäre Racliffe dem seltsamen Geschöpf aus einer anderen Welt noch näher gewesen, hätte er die dunkle, verkrustete Stelle wahrgenommen, die unterhalb der Brust sich befand. Es handelte sich um ein Einschußloch, hervorgerufen durch eine Pistolen- oder Gewehrkugel. Das im Körper steckende Projektil war verkapselt, die entstandene Wunde in verhältnismäßig kurzer Zeit bestens abgeheilt. Dem Horron-Barbar merkte man von der Verletzung nichts mehr an. Dabei war die Begegnung mit den Scharfschützen der Polizei erst

einige Tage vorüber.

John Racliffe lag am Boden. Das Gesichtsfeld des Tauchers schränkte sich weiter ein. Es schien, als würde sich vor ihm ein Loch immer mehr schließen. Dann herrschte völlige Dunkelheit.

Racliffes Sinne schwanden. Einsam und verloren lag er auf dem Grund eines Meeres, das nicht der Ozean war, in den er vorhin mitsamt seiner Taucherausrüstung und in Begleitung seines Bruders gesprungen war.

Als er die Augen wieder öffnete, wußte er nicht, wieviel Zeit seit seiner Begegnung mit dem Horron-Barbar und seiner Ohnmacht vergangen war.

Er richtete sich auf. Noch immer spürte er eine Schwäche, wie er sie nie zuvor in seinem Leben gekannt hatte.

Von den Ruinen und dem Wrack, die er ›vorhin ‹ wahrgenommen hatte, sah er keine Spur mehr.

Hatte jemand ihn während seiner Bewußtlosigkeit woanders hingebracht? Oder waren die Eindrücke vorhin nur -Einbildungen gewesen?

Ziemlich wackelig stand er auf den Beinen. Er bewegte sich roboterhaft.

Ihm schien, als würde sich weitab etwas bewegen. Er brachte es nicht fertig, den Kopf zu wenden, doch aus den Augenwinkeln nahm er den massigen Körper eines Fischmenschen wahr.

So groß war der, mit dem er zuerst zusammengetroffen war, nicht gewesen!

Den er jetzt registrierte, übertraf den Horron-Barbar um mindestens das Drei- bis Fünffache. Das mußte das Tiefseemonster sein, von dem alle an Bord gesprochen hatten!

Seine Gedanken liefen davon wie kleine Käfer. Er konnte sie nicht halten…

Dann gab es ja zwei verschiedene Monster! Dasjenige, von dem die Zeugen behauptet hatten, es gesehen zu haben, und ein zweites – den Horron-Barbar, der sich als Vampir entpuppt hatte.

Bestand zwischen beiden eine Verbindung?

Es mußte wohl so sein, wenn man bedachte, auf welche Weise Rosemary Williams entführt worden war. Von einem riesigen Monster – hatte es geheißen. Aber Rosemary Williams war wieder aufgetaucht – als eine Vision in einer ebenfalls eingebildeten Stadt. Der Horron-Barbar war in der Lage gewesen, Rosemary Williams’ äußere Erscheinung anzunehmen…

Und schon waren die Gedanken wieder weg.

Er erkannte das Unwahrscheinliche, Unglaubliche, war aber nicht mehr imstande, es zu ordnen und logisch weiter zu verfolgen.

Etwas hatte ihn verändert.

Er konnte alles nur noch wahrnehmen, aber nicht mehr begreifen.

Der riesige Schatten befand sich in seiner Nähe. Er nahm einen zweiten, einen dritten wahr. Gewaltige Fischmenschen, die eine Länge von etwa acht bis zehn Metern hatten. Stumm, und ohne auf ihn zu achten, kreuzten sie seine Bahn, ein ganzer Schwarm. Sie blieben in Sichtweite, als wären sie die Begleiter des um ein Vielfaches kleineren Horron-Barbaren, der eine gewisse Ähnlichkeit mit ihnen hatte, aber doch einem anderen Meeresvolk anzugehören schien.

Dann verging John Racliffe.

Die Kraft aus Horron, die durch die Begegnung mit dem Vampir ausgelöst worden war, wirkte.

John Racliffe war ein Untoter. Der Vampirismus aber zerstörte seinen Organismus.

Der junge Taucher wurde zum Spiegelbild dessen, dem er zum Opfer gefallen war. Das vampirische Erbe einer unfaßbaren Rasse aus dem Mikrokosmos war mit nichts zu vergleichen, was auf der Erde aufgetreten und bekannt war.

John Racliffe machte alle Entwicklungsstadien durch, die die Rasse von Horron in ihrem Werdegang durchlaufen hatte.

John Racliffe bekam einen plumpen, primitiven Körper und sah aus wie ein Neandertaler. Breit und flach der Kopf, niedrige Stirn…

Schon eine Sekunde danach war er das genaue Ebenbild des Horron-Vampirs. Fischähnlich, auf dem Rücken wuchsen Echsenflügel… ein früheres Erbe der rätselhaften Rasse.

Dann verschwanden seine Beine.

Statt dessen befand sich an dieser Stelle jetzt ein dicker Fischschwanz. Die Flosse bewegte sich leise zuckend, als ob ihr die Kraft fehle…

Der Eindruck währte wiederum nicht länger als eine einzige Sekunde. Da rutschte der ganze Körper in sich zusammen, als ob eine riesige, unsichtbare Hand auf eine unförmige Masse herabsausen und sie zusammenpressen würde.

Der untere Körperteil war ein dicker, auseinanderfallender Brei, die obere Körperhälfte noch ganz Fischwesen. Diese obere Hälfte versackte. Alles wurde formlos, chaotisch… dann zerfielen die einzelnen Moleküle. Nichts von John Racliffe blieb übrig. Innerhalb weniger Sekunden hatte er im Zeitraffertempo die gesamte Entwicklung einer Rasse durchgemacht, die aus dem Nichts gekommen war und sich zu einer menschenähnlichen Spezies geformt hatte.

Aus dem Nichts war das Leben gekommen – in das Nichts kehrte es zurück. In einem Stadium der Entwicklung waren die aus Horron auch Vampire gewesen. Und in diesem Stadium befand sich der Horron Flug-Barbar.

Doch mit dem Erlöschen seines Körpers war auch das Ich John Racliffes vergangen.

Die großen Fischmenschen waren Zeuge der Vernichtung des Menschen geworden. Es schien sie überhaupt nicht zu berühren. Sie kamen nicht an die Stelle, um nachzusehen, jegliches Interesse für solche Dinge schien ihnen fremd.

Die Fischmenschen sahen jenen steinernen Statuen ähnlich, die in der Stadt Horron schon die Aufmerksamkeit Whiss' und Björn Hellmarks erregt hatten.

Sie zogen ihre Kreise und warteten auf irgend etwas…

*

Er hatte längst eingesehen, daß es keinen Sinn mehr hatte, die Suche nach den beiden Vermißten fortzusetzen.

Seit dem Verschwinden Rosemary Williams' war eine Stunde vergangen. Selbst wenn man jetzt noch auf die Frau gestoßen wäre, hätte man nichts mehr für sie tun können. Sie wäre nur noch als Leiche an Bord gezogen worden.

Auch die Suche nach John Racliffe wurde aufgegeben.

Die YOUNG LOVE nahm nach den dramatischen Zwischenfällen, die nicht geheimgehalten werden konnten, da viele Passagiere Augenzeuge geworden waren, ihre Fahrt wieder auf.

Das weiße Schiff glitt über den nächtlichen Ozean. Die grellen Scheinwerfer auf Deck waren erloschen. Nur einige Positionslichter brannten.

Der Kapitän hatte angeordnet, daß in der Nacht den Passagieren das Betreten des Oberdecks nicht mehr gestattet war. Fünf Besatzungsmitglieder wurden beauftragt, diese Anordnung zu überwachen.

Nachdem niemand wußte, was eigentlich genau an Deck passiert war, mußten die anderen Passagiere beschützt werden.

Zwar bemühten sich der Großteil der Mannschaft und die Bands, die Stimmung der Passagiere aufzuheitern, aber es gelang nicht. Die Furcht war eingekehrt.

See-Ungeheuer – gab es die wirklich?

Manch einem gingen die verrücktesten Geschichten durch den Kopf.

Aus früheren Zeiten gab es Berichte, wonach riesige See-Schlangen und andere Ungetüme in unerforschten Gewässern aus der Tiefe gestiegen waren und Schiffe zerstört hatten.

Seemanns-Garn?

Manches sicher, aber nicht alles. Auch im zwanzigsten Jahrhundert gab es noch immer Rätsel in der Welt, die ungelöst waren…

Viele Passagiere saßen in dieser Nacht zusammen, Gruppen bildeten sich, und man sprach eingehend über die gespenstischen Ereignisse an Bord. Manch einer äußerte laut, was andere nur dachten: die Reise abzubrechen, den Kapitän zu veranlassen, das Schiff zum Ausgangshafen zurückzusteuern.

Das war ein irres Verlangen. Die so dachten, wußten es. Aber war das, was sie erlebt hatten, nicht auch irre?

Viele hatten Angst, die Nacht auf der YOUNG LOVE zu verbringen und glaubten dieser Angst Herr zu werden, indem sie dem Alkohol kräftig zusprachen. Diese Ereignisse zumindest verhinderten, daß Kapitän Counter informiert wurde. Und da nicht alle so dachten, blieb alles beim alten. Das Gros der Passagiere hielt den Vorgang für einen Unglücksfall – und das Beiwerk für reine Spinnerei.

Sie wären nicht dieser Meinung gewesen, hätten sie beobachten können, was sich jenseits der Schiffswand abspielte.

Rund zwanzig Meter unter Wasser passierte den Horron-Barbar der rot-gelbe Ring. Das Lebewesen wurde gedankenschnell von der Mikro- in die Makrowelt katapultiert. Aus dem Meer des Mikrokosmos’ stieg es in den Ozean der Welt, in der die Menschen zu Hause waren.

Die Körpergröße des Barbaren paßte sich der Normalwelt der dritten Dimension an.

Die YOUNG LOVE bewirkte einen starken Wellengang. Im Kielwasser des Dampfers schwamm das Wesen mit dem Fischkopf und den angelegten Echsenflügeln einige Zeit mit.

Dann stieg es aus dem Wasser und breitete die Flügel aus. Das Rauschen der Schwingen ging unter im Geräusch des plätschernden Wassers und des Windes.

Das eigentümliche Geschöpf glitt auf der Luft in die Höhe, erreichte die Reling und verbarg sich in der schützenden Dunkelheit. In ihr schlich es auch geduckt zum ersten Eingang, der zu den Kabinen führte.

Der Horron-Barbar kannte Wesensart und Verhaltensmechanismen der Menschen ganz genau, war schließlich selbst lange genug Mensch gewesen, ehe die Erinnerung an Horron und seine Wirklichkeit in ihm erwachte.

Der den Auftrag hatte, den Eingang zu überwachen, tat dies nicht besonders konzentriert. Wahrscheinlich sah er keinen Sinn in einer solchen Notwendigkeit.

Diese Unaufmerksamkeit machte sich der Horron-Barbar zunutze.

In einem Moment, als der Wachhabende den Eingang verließ, um einige Schritte über Deck zu gehen, löste der Lauernde sich aus dem Schatten.

Dabei veränderte er gleichzeitig seine Gestalt.

Er wurde zunächst zu John Racliffe, dann zu – Rosemary Williams.

Es bestand eine zwingende Notwendigkeit – begründet im Organismus jenes Fremdwesens – immer erst die letzte Identität abzurufen, ehe die davorliegende angenommen werden konnte.

Der Mann, der sich mal John Pallert nannte, war anfangs seiner Entwicklung auf gewisse Hilfsmittel angewiesen gewesen. Nun, in einem fortschreitenden Stadium benötigte er die Ausgangsidentität Pallert nicht mehr. Das Aussehen des ersten Menschen, der er gewesen war, hatte er abgestreift wie die Schlange ihre alte Haut…

Als Rosemary Williams huschte er auf Zehenspitzen die Treppen nach unten, beeilte sich durch den schmalen Gang zu kommen und verbarg sich, als ihm ein Passagier entgegenkam, in der Toilette. Es war ›Rosemary Williams‹ unmöglich, ihre Kabine aufzusuchen. Die Tür war nicht nur verschlossen, sondern auch mit einem Siegel versehen.

Doch ›Rosemary Williams‹ störte sich nicht daran. Als die Luft rein war, überquerte sie den Gang, näherte sich ihrer Kabine, zerbrach das Siegel und öffnete mit einem kurzen, scharfen Ruck die Tür. Es gab ein leise knirschendes Geräusch.

Für das, was die Zurückgekehrte vorhatte, war es notwendig, daß sie die Kabine aufsuchte. ›Rosemary‹ mußte an ihren Kleiderschrank, denn sie war splitternackt…

*

Die Identität, die er in sich aufgenommen, das Leben, das er wie ein Vampir seinen Opfern ausgesaugt hatte, war alles. Er war nicht imstande, Kleidung zu imitieren.

›Rosemary Williams‹ verließ knapp zehn Minuten später ihre Kabine. Die junge Frau war so, wie sie an diesem Abend von den meisten auf der YOUNG LOVE gesehen worden war. Jung, schön und verführerisch.

Genauso ging sie zur Kabine des Kapitäns.

›Rosemary Williams‹ verstand es ausgezeichnet, kein Geräusch zu verursachen, jedem auszuweichen und nicht gesehen zu werden. Der erste, der sie sehen sollte und durfte, war Kapitän Counter.

Sie klopfte an.

»Ja, bitte?« ertönte die dunkle, markante Stimme des Mannes hinter der Tür.

Sie war nicht verschlossen.

Die schöne Frau mit dem Superbusen drückte die Klinke.

»Erschrecken Sie nicht, Käpt'n«, sagte die Eintretende mit sanfter Stimme. »Ich bin's, Rosemary Williams…«

Counter saß an seinem Tisch und überlas noch mal den Bericht, den er per Funk an die Reederei gegeben hatte. In ihm war die Rede von der verschwundenen Frau, von den Umständen, die auch zum

wahrscheinlichen Tod eines weiteren Passagiers mit Namen John Racliffe geführt hatten.

Counter klappten die Mundwinkel herab.

»Rosemary… Williams?« stotterte er fassungslos.

Sie stand in der Tür und lächelte ihn an. »Ja, Käpt'n! Ich glaube, ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Deshalb bin ich gekommen, um sie zu geben…«

Die Frau trat über die Schwelle, drückte die Tür hinter sich zu und lächelte wie eine Schlange…

*

Die unsichtbare Insel zwischen Hawaii und den Galapagos hieß Marlos. Ihre genaue Lage war auf keiner Karte der Welt eingezeichnet. Nur wer von ihr wußte, konnte sie auch aufsuchen oder verlassen.

Es handelte sich um ein kleines Häuflein Vertrauter, die dazu in der Lage waren: Hellmarks Freunde, Menschen, die guten Willens waren, die um bestimmte Gefahren wußten und sich dafür einsetzten, die dafür Verantwortlichen auszuschalten.

Marlos war ein Glücksfall der Natur. Dämonen und bösartige Finsterlinge waren außerstande, die Insel jemals aufzusuchen. Jedem Menschen aber war es möglich, dorthin zu gelangen, wenn er mit jenen Kontakt hatte, die von Marlos geprägt waren.

Mit dem unsichtbaren Eiland hatte es seine besondere Bewandtnis. Es war etwas dran an den Worten, die ausdrückten, daß die Landschaft Menschen formte. Dies traf für Marlos in besonderem Maß zu.

Wer sich längere Zeit auf der unsichtbaren Insel aufhielt, entwickelte eine außergewöhnliche Fähigkeit. Der- oder diejenige war imstande, sich durch reine Gedankenkraft an jeden beliebigen Ort zu versetzen.

Für alle, die sich schon längere Zeit auf der Insel zu Hause fühlten, war diese Fähigkeit schon etwas Alltägliches.

Pepe und Jim, der Guuf, gebrauchten sie ständig, um in der Weltgeschichte herumzugeistern. Sie machten häufig davon Gebrauch, wenn sie Lust hatten, einen bestimmten Ort irgendwo in der Welt aufzusuchen. Da blieb es sich egal, ob es sich dabei um New York, London oder Paris oder ein gottverlassenes Nest mitten im afrikanischen oder indischen Dschungel handelte.

Nur ein einziger Gedanke genügte, um sie dann wieder an den Ausgangspunkt zurückzutragen, wenn sie genug von einem Ausflug hatten oder eine brenzlige Situation es verlangte.

Die Unheimlichen aus der Geisterwelt, die Björn Hellmark, dem Herrn von Marlos, den Garaus machen wollten, nahmen keine

Rücksicht darauf, wie alt oder jung ein Gegner war. Wenn sie die Gelegenheit fanden, Pepes oder Jims habhaft zu werden, würden sie sie nutzen.

Doch Pepe, Hellmarks Adoptivsohn, und Jim, der Guuf, wußten um die Gefahren, die auf sie lauerten. Und sie waren auf der Hut.

Außer den beiden Jungen hielten sich zur Zeit noch Al Nafuur – der ehemalige Schwarze Priester Molochos –, Danielle de Barteaulieé und Rani-Mahay auf der Insel auf. Danielle, die schöne Französin, deren Anmut und Jugend nicht mehr vergingen, war noch zu kurz auf der Insel, um aus eigener Kraft zu ›kommen‹ oder zu ›gehen‹. Sie war auf die Hilfe ihrer Freunde angewiesen.

Einer, der gerade in der letzten Zeit sehr häufig von der Fähigkeit der Teleportation Gebrauch machte, war Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, wie man ihn auch nannte. Das ging auf die Zeit zurück, in der Rani Mahay noch als Raubtierbändiger im Zirkus auftrat. Bei dieser Gelegenheit befand er sich ohne jeglichen Schutz in der offenen Arena mit ungezähmten Raubkatzen. Nervenkitzel für die Zuschauer, die während der Darbietung durch Mahay nicht zu atmen wagten.

Rani Mahay hielt die wilden Tiere mit reiner Gedankenkraft unter Kontrolle. Sein Wille war jederzeit Herr der Situation. Nie war es zu einem Zwischenfall gekommen, bei dem einer der ebenfalls ungeschützten Zuschauer zu Schaden gekommen wäre.

Doch diese Dinge waren längst Vergangenheit. Es gab Anderes und Wichtigeres, das den Inder beschäftigte – und ihm Sorgen bereitete.

Im Moment nahm nur noch eine Sache sein Denken und Fühlen ein. Das war das Schicksal Björn Hellmarks und das seiner Begleiter Carminia Brado und Arson…

Rani wirkte erschöpft.

Die letzten Tage waren voller Aufregungen und Anstrengungen gewesen. Fast ununterbrochen hatte er in Verbindung mit den auf Marlos Zurückgebliebenen versucht, eine Spur ausfindig zu machen, um Hellmark in bedrängter Lage zu Hilfe zu kommen oder wenigstens einen Weg zur Rückkehr zu ermöglichen.

Rani und den anderen auf Marlos kam es so vor, als wäre seit der letzten Stunde Björns auf der Insel schon eine Ewigkeit vergangen.

Resignation machte sich bemerkbar. Jeder Vorstoß, der sich inzwischen ergeben hatte, war im entscheidenden Moment schließlich doch in den leeren Raum erfolgt.

Die Möglichkeiten schienen erschöpft.

Auch Al Nafuur, der über einmalige Kenntnisse verfügte, was Strategie und Aufbau der Mächte aus der Finsternis anbelangte, war mit dem Verlauf der Dinge keineswegs zufrieden.

Das Reich des Mikrokosmos war ihm kaum vertraut. Er war auf vage Vermutungen und auf Hinweise Dritter angewiesen. Und da

wußte er nicht so recht, inwieweit er diesen Informationen trauen konnte. Seitdem er sich wieder den Menschen zugehörig fühlte und seine dämonische Unsterblichkeit aufgegeben hatte, mußte er damit rechnen, absichtlich falsch informiert zu werden. Sein eigener erster Vorstoß in Richtung Mikrokosmos hatte fast einen Untergang herbeigeführt.

Durch die Begegnung mit dem Schweizer Friedrich Chancell und dem Skelett-Magier Skash aber hatte Rani Mahay es gerade noch geschafft, Al Nafuur vor dem sicheren Tod zu bewahren. Dabei hatte er selbst Glück gehabt. Der Einfluß eines ehrgeizigen Schwarzen Priesters hatte sowohl Al Nafuur als auch Rani Mahay an den Rand des Todes gebracht. Nur war durch Mahays sichere Erkenntnis, zu der er im Vergleich zu dem schon in Agonie liegenden Al Nafuur noch fähig war, eine Änderung möglich gewesen.

Friedrich Chancell und Skash noch mal zu begegnen – das war Ranis Ziel.

Aber wie war es zu erreichen?

Er dachte an das Hospital »St. Etienne«, das in einer kleinen südfranzösischen Stadt lag. Bei Nacht und Nebel hatte der Schweizer Friedrich Chancell seine beiden Schützlinge dort abgesetzt, in der Hoffnung, daß ärztliche Behandlung ihnen guttun und helfen würde. Doch alle ärztliche Kunst hatte sich als vergebens erwiesen. Durch einen glücklichen Zufall war ein anderer Kontaktmann Mahays und Al Nafuurs, der Zigeuner Baktar, dahintergekommen, daß die Freunde von einem Vampir besonderer Art ausgesaugt wurden. Auf geistiger Basis lenkte der ehrgeizige Schwarze Priester Gor Mlak seine tödliche Kraft über Räume und Dimensionen hinweg in die Körper der beiden Auserwählten, zehrte von deren Kraft und nährte sich damit. Al Nafuur und Rani Mahay aber wurden immer schwächer. Gor Mlak, der den Plan hatte, Molochos' verwaiste Stelle einzunehmen, war in eine fremde Dimension geschleudert oder gar getötet worden. Bis zur Stunde jedenfalls hatte er sich nicht mehr bemerkbar gemacht.

Die beste Gelegenheit, seinen verhaßten Feind neu anzugreifen, wäre längst gewesen.

Rani hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt, in der Hoffnung, eine Hilfsaktion für seinen Freund Björn in die Wege zu leiten. Alle außergewöhnlichen Vorfälle wurden intensiver denn je beachtet. Eine große Rolle bei diesem praktisch weltumspannenden Unternehmen spielte Richard Patrick, ein reicher Verleger, der die populäre »Amazing Tales« herausbrachte, ein Magazin, das sich mit allen übersinnlichen Phänomenen und der Wissenschaft an der Grenze des menschlichen Geistes befaßte.

Die Parapsychologie, Telepathie, Hellsehen und tausend andere unerklärliche Dinge, die als Rätsel der Vergangenheit, Gegenwart und

vielleicht der Zukunft die Menschen noch beschäftigten, standen im Mittelpunkt außergewöhnlich stark geschriebener Berichte, die »Amazing Tales« exklusiv brachte. Patricks weitreichende Verbindungen und ein großer Reporterstamm überall in der Welt gewährleisteten Informationen aus erster Hand. Hinzu kam, daß Patrick medial begabte Personen finanziell unterstützte und für ihre Weiterentwicklung und Erforschung eintrat. Es gab eine von ihm gegründete Stiftung und ein Forscherteam, dem ein altes Landhaus mit den modernsten Geräten zur Verfügung stand. Nach einer ersten Misere hatte Patricks Forschungsteam praktisch noch mal von vorn beginnen müssen.

Mit Patrick standen die Menschen von Marlos ständig in Verbindung.

Mal war es Pepe, der nach New York teleportierte, mal Jim, der Guuf.

An diesem paradiesischen Mittag aber entschloß sich Rani Mahay, einen Abstecher nach New York zu machen.

Dort war es später Abend, der regnerische Himmel stockfinster.

Nacht gab es dagegen auf Marlos nie. Dort ging die Sonne nicht unter. Es schien, als hätte im übertragenen Sinn das Licht hier für alle Zeiten die Anwesenheit der Dunkelheit vertrieben.

Der Inder winkte Danielle de Barteaulieé zu, die nur wenige Schritte von ihm entfernt einige Wäschestücke auf eine aus Bast geflochtene Leine hängte.

Danielle lächelte. Sie sah süß aus. »Du führst wieder etwas im Schild«, sagte sie leise und kam auf ihn zu. »Ich beobachte dich die ganze Zeit über schon. Wo drückt der Schuh?«

»Ich kann's kaum erwarten, endlich Patrick aufzusuchen«, erwiderte Rani ohne Umschweife. »Durch ihn kam der letzte entscheidende Hinweis. Da stieß sein Mitarbeiter Tony Masters auf ein unglaubliches Geschehen mit dem Horron-Barbar, der Menschen anfiel, um sich deren Identität einzuverleiben. Dieses Geschöpf aber existiert laut Al Nafuurs Angaben nur in der Mikroweit. Wir haben in etwa herausgefunden, auf welche Weise der ›Mensch‹ Jonathan Pallert zu seinem Status in der dritten Dimension, unserer Normalwelt kam…«

Danielle nickte. Sie hatte einen großen Teil der Abenteuer um Jonathan Pallert mitbekommen. Sie wußte um die Ereignisse, die mit dem Verschwinden Pallerts schlagartig abbrachen und den Weg ins Mikroreich erneut versperrten.

»Ich muß Rich sprechen«, fuhr Mahay leise fort. »Vielleicht hat er durch seine Leute inzwischen neue Informationen. Aber die Zeit, ihn aufzusuchen, ist noch ungünstig. Es kann sein, daß er um diese Zeit noch einen Besucher in seinem Büro hat. Und da kann ich nicht

einfach hineinplatzen…«

Danielle wollte mitkommen. Sie fühlte Unruhe in Mahays Nähe. Drohte ihm Gefahr?

Danielle de Barteaulieé war noch nicht so weit, um Marlos durch Gedankenkraft verlassen zu können. Doch langsam näherte sich die Länge ihres Aufenthaltes auf der Insel dem Zeitpunkt, da die Fähigkeit wie ein Blitz aus heiterem Himmel bei ihr aufbrechen würde.

Damit war sie unabhängig, aber gleichzeitig auch aufs neue gefährdet. Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin, hatte ihr schreckliche Rache geschworen. Danielle de Barteaulieé hatte wegen eines Kontraktes ihres Vaters mit den Mächten der Finsternis ewige Jugend und Schönheit und einige zauberische Gaben erhalten. Danielle selbst war verpflichtet, ihre Gaben in den Dienst des Bösen zu stellen.

Die Begegnung mit Björn Hellmark veränderte ihr Leben, und sie mißachtete Rha-Ta-N'mys Befehle. Dies machte sie zur Ausgestoßenen und Verfolgten, denn nun benutzte sie die hexerischen Gaben, um Gutes zu tun…

»Ich möchte gern bei dir sein – für den Fall, daß etwas schiefgeht«, sagte sie da. In ihren Augen leuchtete es auf.

Rani legte seinen Arm um ihre Schultern und zog sie langsam zu sich heran.

»Du brauchst keine Angst zu haben, Danielle. Ein Gespräch bei Patrick ist nie mit Gefahr verbunden. Und selbst wenn es so wäre, müßte ich es tun. Ein Leben ohne Gefahr gibt es nicht für uns. Auch für dich nicht. Du müßtest das selbst am besten wissen…«

Sie nickte und wußte, daß er recht hatte.

Einen Moment war er sehr nachdenklich, dann hellte sich seine Miene wieder auf. »Aber ich bin sicher, daß bald die Zeit kommen wird, da du nicht mehr zu bändigen bist. Heb' dir deine Kräfte bis dahin auf, wo sie wirklich gebraucht werden… niemand von uns kennt die Zukunft, niemand weiß, was sich jenseits unserer Wahrnehmung alles tut. Wenn Björn noch lebt, haben sich vielleicht neue Positionen gebildet. Ist er tot, woran ich nicht zu denken wage, dann ist die Situation genauso undurchsichtig. Was geht vor? All die Ereignisse der letzten Zeit lassen mich die Befürchtung hegen, daß etwas im Gang ist, von dem wir nicht wissen, wie es sich entwickelt und welche Gefahren für die Welt daraus entstehen.

Auch Al Nafuur erscheint mir seltsam ratlos. Und das will etwas bedeuten.« Bei diesen Worten warf Rani Mahay unwillkürlich einen Blick auf eine bestimmte Blockhütte, die unter schattenspendenden Palmen stand. Das war Al Nafuurs Domizil. Der Priester hatte sich nach dem letzten Abenteuer schweigend in seine Hütte zurückgezogen und war bisher nicht wieder aufgetaucht. Al hatte den Inder wissen lassen, daß er Ruhe zum Nachdenken brauche.

»Bis nachher! Ich werde euch auf alle Fälle mitteilen, was bei der Begegnung mit Rich herausgekommen ist. Ich muß ihn anspitzen darauf zu achten, ob einer seiner Leute schon mal etwas von – einer fliegenden Pyramide gehört hat…«

*

Bevor er Marlos verließ, warf er noch einen Blick in die Hütte, in die sich Al Nafuur zurückgezogen hatte.

Der Mann mit dem vollen weißen Haar saß an dem klobigen Tisch und schrieb eifrig.

Er blickte kaum auf, als Mahay eintrat.

»Alles in Ordnung, Al?« erkundigte sich Rani.

Der Gefragte wiegte den Kopf. »Wie man's nimmt«, wich er aus. »Es gibt plötzlich einige Probleme, mit denen ich zwar gerechnet habe, die ich aber nicht so schnell erwartete.«

»Was ist los, Al?« Rani merkte dem Freund an, daß er bedrückt war.

»Ich hatte gehofft, euch viele Dinge verraten zu können, mit denen ich zu tun hatte, als ich noch Molochos war. Einiges ist auf diesem wunderbaren Fleck Erde auch zu Papier gekommen, wie du weißt. Aber nun treten plötzlich Schwierigkeiten auf…«

»Welche Schwierigkeiten?«

Al Nafuur seufzte. »Erinnerungslücken… Ich finde bestimmte Zusammenhänge nicht mehr, auch wenn ich mir noch so sehr das Gehirn zermartere. Ich versuche, das Geheimnis und die Lage der Höhle herauszufinden.«

»Welche Höhle, Al?« Rani hörte zum erstenmal diesen Begriff aus dem Mund des Priesters.

»Sie liegt nicht in dieser Welt. Von ihr aus existiert ein direkter Zugang zu Rha-Ta-N'my, der Dämonengöttin.«

Rani schluckte. Diese Worte trafen ihn wie Hammerschläge.

Al Nafuur versuchte in der Ausweglosigkeit, in die sie ganz offensichtlich geraten waren, eine völlig neue und äußerst gefährliche Karte ins Spiel zu bringen.

Er blickte auf. »Ich kenne den Zugang schon lange. Der Weg führt direkt in den Rachen des Ungeheuers. Sieben gigantische Drachen bewachen den Eingang in Rha-Ta-N'mys Welt. Nur die engsten Vertrauten und Eingeweihten dürfen sich dieses Zugangs bedienen. Der Weg durch die Dimension des Wahnsinns ist wie ein Dschungel, gefährlich und verwirrend. Unbequem und unbekannt sind die zahlreichen Nebenpfade, die nicht in den direkten Zugang führen. Man kann sie benutzen – vorausgesetzt, daß man in diesem Dschungel nicht durch eine andere, unbekannte Gefahr auf der Strecke bleibt…«

Der Inder atmete tief durch. Er ahnte, was in dem Freund vorging. Al Nafuur versuchte als äußerste Möglichkeit einen Plan zu entwickeln, der einen direkten Vorstoß in die Welt der Dämonengöttin ermöglichte!

»Ein wahnwitziges Unternehmen!«

»Ja«, nickte Al Nafuur. »Aber alles, was wir bisher unternommen haben, war nicht minder wahnwitzig. Es ist nur alles noch mal verhältnismäßig glimpflich abgegangen. Der direkte Kontakt mit Rha-Ta-N'my ist beim geringsten Fehler, den wir uns erlauben, absolut tödlich. Schlimmer noch! Erleidet ein ungebetener Gast in ihrem Einflußbereich den Tod, dann ist für denjenigen mit dem Sterben noch keineswegs alles zu Ende. Über den Tod hinaus hält sie das Grauen für ihre Feinde aufrecht. Und das möchte ich uns allen ersparen… daran erinnere ich mich eigenartiger Weise nämlich noch sehr gut…«

Er sprach jedoch nicht darüber.

»Du kalkulierst also einen direkten Vorstoß zu Rha-Ta-N'my ein?«

»Ja«, entgegnete Al Nafuur mit fester Stimme. »Wenn Hellmark lebt, dann werden wir bei ihr erfahren, wo er sich befindet und welche Möglichkeiten wir haben, zu ihm zu stoßen. Allerdings wird das mit einem hohen Opfer für denjenigen verbunden sein, der sich bereit erklärt…«

»Ich wäre sofort bereit, das Unternehmen zu starten«, fiel der Koloß von Bhutan dem Priester ins Wort. »Ich bin bereit, mein Leben für Björn zu geben, wenn ich die Gewißheit erhalte, daß der Einsatz nicht umsonst ist…«

Nafuur nickte bedächtig. »Ja, ja, ich weiß«, sagte er leise. Seine Augen waren auf Mahay gerichtet, doch sein Blick schien durch den Inder hindurchzugehen in eine unsichtbare, fremde und ferne Welt. »Aber ich frage mich, warum ausgerechnet du das Opfer bringen willst. Es gibt andere – die weniger wichtig sind. Zum Beispiel – ich… ich bin ein alter Mann, meine Tage sind gezählt…«

»Du bist sehr wichtig, Al. Du allein besitzt das Wissen über Aufbau und Strategie der Reiche und Mächtigen der Finsternis. Dein Wissen ist für alle auf Marlos unersetzlich…«

»Der Eindruck täuscht, Rani. Erinnerst du dich an die Worte, die ich vorhin gebraucht habe? Ich bin voller Sorge, weil mein Wissen mehr und mehr weicht. Woran das liegt? Nun, das läßt sich ganz einfach beantworten. Ich bin ein Abtrünniger, ich habe nichts mehr mit der Welt und den Dingen zu tun, die mein Leben in der Vergangenheit stark beeinflußten. Ich bin wieder ein Mensch, kann wie ein solcher denken und fühlen und verfüge über alle Starken und Schwächen eines solchen. Das rein dämonische Wissen tritt immer stärker in den Hintergrund. Ich habe mich völlig davon losgesagt. Ich bin auch nicht mehr unsterblich. Die Unsterblichkeit eines Dämons ist

erloschen, eingetauscht gegen die Sterblichkeit des Menschen. Ich gehöre nicht mehr zur anderen Seite, folglich werden immer mehr Eindrücke vergehen, über die ich einst verfügte, und die meinen ehemaligen ›Freunden‹ und Verbündeten zum Nachteil gereichen. Ein Mechanismus ist in Gang gesetzt worden, an dessen Ablauf sich nichts mehr ändern läßt. Doch ehe alles in den Strom des Vergessens fließt, will ich versuchen, soviel von dem Wissen zu retten wie möglich. Und dadurch vielleicht Björns Leben zu erhalten. Wenn das noch geht…

Ich werde alles berücksichtigen. Doch der Plan ist kompliziert. Aber er ist und bleibt möglicherweise der einzige für uns. – Und nun geh' zu Patrick und sprich mit ihm über das, was dich bewegt. Vielleicht gibt es dort Neuigkeiten. Man sollte grundsätzlich nichts unversucht lassen…«

»Ich möchte, daß du mir ein Versprechen gibst, Al«, sagte Rani unvermittelt, der eine merkwürdige Ahnung hatte.

»Welches Versprechen?«

»Unternimm' nichts auf eigene Faust ohne uns wenigstens einen entsprechenden Hinweis für deine Pläne gegeben zu haben.«

Der Priester aus Xantilon war bekannt dafür, daß man bei ihm vor Überraschungen nicht sicher war.

Es konnte sein, daß er einer plötzlichen Eingebung folgte und auf eigene Faust sich in ein gefährliches Abenteuer stürzte.

»Du kannst dich darauf verlassen, daß ich nichts unternehmen werde, ohne eine entsprechende Mitteilung zu machen.« Er lächelte gedankenverloren.

»Das wäre auch schlecht möglich, Rani. Allein kann ich gar nichts erreichen. Ich brauche Rückendeckung… ich werde den bestmöglichen Weg suchen und ihn dann mit dir besprechen, wenn in der Zwischenzeit nicht einschneidende Ereignisse eintreten, die diese Ausweichmöglichkeit unnütz werden lassen. Das heißt – unnütz ist nicht der richtige Ausdruck. Wir werden ihn vielleicht nur für den vorgesehenen Fall nicht benutzen, aber in einer anderen Situation kann er wichtig werden. Ich hoffe, daß es mir gelingt, das Labyrinth in meinen Gedanken zu entwirren…«

Man sah Al Nafuur die geistige Anstrengung an. Er sah blaß und erschöpft aus. Es schien, als würde er gegen unsichtbare Feinde kämpfen, die heimtückisch gegen ihn arbeiteten, seine Erinnerung untergruben oder ihn ganz und gar mit falschen Informationen versorgten, um die Freunde schließlich in die Irre zu führen.

Rani Mahay verließ eine halbe Minute nach diesem Gespräch mit Al Nafuur die Blockhütte. Auf seine Weise.

Er dachte an das Bürohochhaus mitten in New York, an die entsprechende Etage, den Korridor, in dem er anzukommen wünschte und verschwand wie ein Geist. Leise fauchend schlug die Luft an der

Stelle zusammen, wo der muskulöse Inder eben noch gestanden hatte.

Mahay materialisierte Tausende von Meilen entfernt im abendlichen New York, in einer schattigen Ecke neben dem Treppenaufgang in dem betreffenden Wolkenkratzer.

Durch die Fenster fiel der Widerschein der Neonlichtreklamen an den gegenüberliegenden Häusern. Vom Verkehrslärm war nur ein leises, monotones Rauschen zu vernehmen, das sich fern und unwirklich anhörte.

Der Inder setzte sich in Bewegung.

Die ganze Etage bestand aus Büro- und Redaktionsräumen, die um diese Zeit alle verlassen waren. Bis auf einen. Das war Richard Patricks Büro.

Der Verleger war immer der letzte, der das Haus verließ. Seit geraumer Zeit schon war dies ein ungeschriebenes Gesetz. Patrick empfing nach Dienstschluß oft noch Gäste, die vom Personal nicht unbedingt gesehen zu werden brauchten. Dazu gehörten Pepe, Jim, Rani Mahay oder auch mal Camilla Davies und Alan Kennan, wenn es ihre Zeit gerade zuließ. Auch Björn Hellmark und Carminia Brado gehörten zu den Gästen, die oft hier eintraten oder einfach, wenn ein bestimmter Zeitpunkt verabredet war, im Büro Patricks auftauchten.

Da Rani nicht wußte, ob Richard Patrick vielleicht noch eine geschäftliche Unterredung führte, hatte er sich nur im Korridor aufgehalten und erreichte gerade die Tür.

Er wollte schon auf den Klingelknopf drücken – da stutzte er plötzlich.

Eine harte Stimme erklang hinter der Tür.

»Es ist besser so, Mister Patrick, glauben Sie mir! Für Sie wie für mich… Tut mir leid, Sie jetzt töten zu müssen – aber mir bleibt keine andere Wahl…!«

Rani Mahay hörte deutlich, wie der Hahn einer Waffe gespannt wurde…

*

Er hatte das Gefühl, einen Tritt mitten ins Gesicht zu bekommen und zuckte mit einem Schrei zusammen.

»Na also«, vernahm er die kalte, unpersönliche Stimme, die ihm irgendwie bekannt vorkam. »Er kommt zu sich… noch einmal, dann haben wir’s geschafft…«

Er wollte die Augen öffnen und sich äußern. Es gelang ihm nicht. Sein Kopf war schwer, er fühlte sich benommen, wie nach einer durchzechten Nacht.

Ein leises Plätschern… das Tappen von nackten Füßen, als bewege ein schwerer Körper sich auf steinernen Platten… das alles bekam sein

Unterbewußtsein mit.

Seine Augenlider zitterten. Er konnte sie aber noch nicht öffnen.

Sonst hätte er gesehen, daß in der zwielichtigen Atmosphäre des Saales unter Wasser eine Gestalt in der Nische verschwand.

Das leise Plätschern hörte auf. Das eisige Wasser lief in die Schale, die der Fremde darunterhielt.

Einige Augenblicke danach spürte der Mann am Boden erneut den Druck im Gesicht. Das kalte Wasser wurde mit voller Wucht in sein Antlitz geschüttet.

Björn Hellmark prustete, er mußte husten.

»Ich glaube, es ist genug«, vernahm er wieder die Stimme, die ihn an irgendjemand erinnerte.

Hellmark atmete schneller.

Als er die Augen aufzuschlagen imstande war, nahm er verschwommen die Umrisse seiner Umgebung wahr.

Nackte, dunkle Wände… Mauervorsprünge… Treppen… und noch mal Treppen, die nach allen Richtungen führten.

Er begriff sofort wieder, wo er sich befand: In einem der Türme, aus dem er den Schrei vernommen hatte.

Er war wie ein ahnungsloser dummer Junge in die Falle getappt! Als sein Denken wieder einsetzte, wurde ihm klar, daß die ihn anlockende Geräuschkulisse sicher absichtlich erzeugt worden war. Sie war der Köder für ihn gewesen.

Menschen umstanden ihn… Er nahm nur die verwischten Schatten wahr.

Menschen? Wie kamen Menschen hierher?

Es war müßig, sich darüber Gedanken zu machen. Schließlich war auch er ein Mensch, und er wußte, wie er hierher gekommen war…

Er blinzelte und wischte dann mit der Rechten über sein Gesicht.

Er konnte sich frei bewegen. Gefesselt also war er nicht…

Sein Blick klärte sich.

Grinsend und breitbeinig stand – gekleidet in einen ölig schimmernden Ledermantel – jemand vor ihm, den er am wenigsten hier erwartet hätte.

Turrak, ein Statthalter Apokalyptas!

Der Mann war kräftig, so groß wie Hellmark, trug einen schwarzen Spitzbart und einen Helm, der mit allerlei Verzierungen geschmückt war.

»Ausgezeichnet«, stieß Turrak herrisch hervor. »So treffen wir uns also wieder. Unter Vorzeichen, die du wohl nicht erwartet hast, Kaphoon, nicht wahr?«

Diese Bezeichnung berührte Björn Hellmark eigenartig. Sie erinnerte ihn daran, daß Turrak eine andere Person in ihm sah, daß er dem paradoxen Zustand, in den Apokalypta ihn gebracht hatte, nicht

durchschaute.

In einem früheren Leben war Hellmark der Sohn des Toten Gottes, und man rief ihn »Kaphoon«. Als abenteuerlicher und mutiger Einzelkämpfer machte er sich einen Namen und war bei menschlichen Feinden, Dämonen, Zauberern und Vampiren so gefürchtet wie kein zweiter.

Kaphoon ritt durch die Lande, tauchte unter, verfügte über zahlreiche geheime Verstecke und erschien in dem Augenblick auf die Bildfläche, da man ihn am wenigsten an diesem bestimmten Ort erwartete.

Kaphoon war im Besitz eines besonderen Schwertes. Es war das des »Toten Gottes«. Im magischen Feuer einer Esse geschmiedet war es nur für seine Hand geschaffen. Niemand außer ihm konnte es führen.

All diese Dinge waren Björn Hellmark vertraut.

Nun war er, aus seinem zweiten Dasein heraus, das im zwanzigsten Jahrhundert stattfand, in die Welt versetzt worden, wie sie sich vor zwanzigtausend Jahren als real gezeigt hatte. Zu diesem Zeitpunkt aber hatte es das »Schwert des Toten Gottes« noch nicht gegeben! Er befand sich in dieser Zeit und das Schwert hatte sich beim Übergang aus der »Zukunft« in die »Vergangenheit« verflüchtigt wie Nebel.

»Ich bin nicht Kaphoon – mein Name ist Björn Hellmark«, sagte er leise. Seine Stimme festigte sich schon wieder.

Turrak lachte zynisch. Er versetzte dem blonden Mann auf dem Boden vor ihm mit der Stiefelspitze einen Tritt. »Steh' auf«, fuhr er ihn an. »Ich möchte mit dir ein Spielchen machen, Kaphoon. Ich habe auf diese Stunde gewartet…«

Björn atmete tief durch. Langsam kam er in die Höhe. Der Schmerz klopfte in seinem Hinterkopf, und er bemühte sich, ihn zu ignorieren.

Schwankend wie ein Betrunkener stand er auf den Beinen.

Außer Turrak waren rund vierzig Amazonen im Raum und ein stämmiger Fischmensch, der Björn Hellmark an die Rasse der Ursen erinnerte. Im Gegensatz zu Oceanus' Volk hatten diese Fischmenschen kräftige Beine und bewegten sich wie Menschen. Oceanus und seine Untertanen hatten den Oberkörper eines Menschen und den Unterleib eines Fisches. Sie waren nicht dafür geschaffen, sich auf dem Festland zu bewegen.

Immer wieder zeigte sich, daß alle Arten Dämonen, Finsterlinge, Halbdämonen und auch Menschen, die sich der Welt der Düsternis verschrieben hatten, dort zu finden waren, wo ein Scherge an Einfluß zu gewinnen versuchte.

»Ich verstehe nicht, wie du mich finden konntest«, sagte Björn, mit einem Blick in die Runde.

»Ich bin Apokalypta einfach gefolgt«, grinste der Mann mit dem Spitzbart und schlang seinen Ledermantel enger um die Schultern.

»Ich war enttäuscht von ihrer Absicht, dich einfach den Gegebenheiten von Horron auszusetzen. Mein Wunsch war es, dich persönlich zu schlagen. Davon aber wollte sie nichts wissen. Sie brachte dich in die Röhre, damit du ertrinken solltest. Danach wäre die Versteinerung, wie wir das nennen, eingetreten. Apokalypta aber hatte keine Zeit länger zu bleiben. Es herrscht Krieg. Auf Xantilon, überall in der Welt, im Großen wie im Kleinen. Sie ist eine vielbeschäftigte Frau…«

»Frau?« höhnte Björn, furchtlos seinem bewaffneten Gegenüber ins Auge blickend. »Sie ist eine Bestie!«

Turrak zuckte ungerührt die Achseln. »Nenn’ du sie, wie du willst. Vielleicht tust du ihr sogar einen Gefallen damit Bestie… sie würde sich sicher freuen, das zu hören… Ich kann mir denken, daß du verwundert bist, mich hier zu sehen. Um ehrlich zu sein: mir ergeht es nicht anders mit dir, Kaphoon. Ich fürchtete schon, daß Apokalypta durch ihr entschiedenes Handeln ein für allemal dein Leben ausgelöscht hätte. Im Prinzip sind wir und über dein Ende einig. Daran gibt es nichts zu rütteln. Nur führen verschiedene Wege dahin… Ich muß zugeben, daß ich über Apokalyptas Verhalten verärgert war, daß ich überhaupt kein Interesse mehr daran hatte, dabei zu sein, wenn dein Ende kommt. Das änderte sich schlagartig, als ich merkte, daß Apokalypta keine Zeit mehr hatte, dein Ende abzuwarten. Ich begab mich umgehend nach Horron. Ich mußte alles daran setzen, dich vom Tod des Ertrinkens zu bewahren. Nicht, um dich zu retten – nein, nur um dir den Tod zu geben, den ich für richtig halte! Wir haben noch eine alte Rechnung zu begleichen, Kaphoon, erinnerst du dich?«

Hellmark kramte in seiner Erinnerung.

Tief in seinem Bewußtsein regte sich schwach ein Gedanke. Blasse Bilder trieben an die Oberfläche. Er sah sich am Rand einer Lichtung. In der Ferne stiegen Rauchsäulen auf. Einige Berittene in zerschlissener Kleidung näherten sich in scharfem Galopp der geschützt im Halbdunkeln liegenden Mulde und kamen genau auf ihn zu.

Kaphoon kauerte im Schatten der aufgeworfenen Erde und wartete auf die Ankunft der Reiter. Es waren Späher, die auf der Seite der Verteidiger kämpften und ihm eine Nachricht überbrachten. In der Hauptstadt der Insel Xantilon ging es hoch her. Keiner wußte mehr, wer auf welcher Seite kämpfte, und das war den Dämonischen nur recht so. Sie taten alles, um die Verwirrung noch zu steigern.

Die Späher kämpften gemeinsam mit Kaphoon gegen die unheimlichen Eindringlinge, die durch Molochos’ Aktivitäten wie ein Heuschreckenschwarm über Land und Menschen hergefallen waren…

Nur noch der Kampf des einzelnen zählte jetzt, um die Reihen der Unheimlichen und Dämonischen zu lichten. Man mußte die

Hintermänner ausfindig machen, die stets für »neuen Nachschub« sorgten und den Fremden den Weg ebneten. Die Dämonen und Finsterlinge aus den Reihen Rha-Ta-N'mys schafften es nicht allein. Sie hatten starke und einflußreiche Verbündete. Molochos war einer. An ihn heranzukommen aber war zu diesem Zeitpunkt praktisch unmöglich. In einer uneinnehmbaren Feste hatte er sich verschanzt. Dort einzudringen, war gleichbedeutend mit Selbstmord.

Die Lebensadern zu den Mächtigen mußten abgeschnitten werden.

Kaphoon, der tapfere Krieger, dem man zu diesem Zeitpunkt bereits den Besitz des »Schwertes des Toten Gottes« prophezeit hatte, war der große Einzelgänger, der empfindliche Lücken in die Reihen der Dämonenhörigen schlug. Kaphoon war auf der Suche nach dem »Schwert des Toten Gottes«, das an einem geheimen Ort für ihn aufbewahrt wurde. Und nur, wenn er verschiedene Prüfungen bestand, gehörte es ihm wirklich, stellte es sich ganz auf seinen Körper ein, und niemand außer ihm würde die Waffe jemals führen können.

Dies alles fiel Hellmark wieder ein. Es schien ihm, als versuche er, sich an einen früheren Traum zu erinnern.

Die Späher teilten ihm das Versteck eines Mannes namens Turrak mit.

Und plötzlich sprudelte der Quell der Erinnerung.

Turrak war ein hoher xantilonischer Würdenträger, vertraut mit Geheimnissen, die die Fronten zwischen der Kaste der Schwarzen und Weißen Priester des Landes betrafen.

Ihm kam damit eine Schlüsselstellung zu, die allerhand Sprengstoff in sich barg.

Es bestand der begründete Verdacht, daß Turrak seiner eigenen Aufgabe untreu geworden war, daß er diejenigen, die er eigentlich schützen sollte, verriet und nicht für die Menschen – sondern für die Dämonen arbeitete.

Nun war Turraks Schlupfwinkel bekannt geworden. Kaphoon erhielt Mitteilung. Nur mit einem Begleiter machte er sich auf den Weg.

In den Ruinen eines ehemaligen Tempels traf er sich regelmäßig mit einer Horde wilder Burschen, die eigentlich für die Belange der Menschen kämpfen sollten. Turrak trieb doppeltes Spiel. Aber dies alles waren erst Vermutungen. Handfeste Beweise gab es nicht.

Kaphoon erreichte unbemerkt das Versteck, ließ seinen Begleiter zurück und verschwand zwischen den Trümmern des Tempels.

In einem gutgetarnten Innenhof stieß er auf Turrak und seine Horde. Sie entdeckten ihn, noch ehe er Zeuge des Gesprächs werden konnte. Er wurde in einen schweren Schwertkampf verwickelt. Kaphoon konnte drei Angreifer kampfunfähig machen, ehe er selbst entwaffnet wurde.

Turrak wollte ihm den Todesstoß versetzen. Er war als einer der besten Degenfechter in Xantilon bekannt, trug stets zwei dieser Waffen bei sich, und man erzählte sich, daß es bisher keinen Gegner gab, der es mit ihm in dieser Kampfart aufnehmen konnte.

In einem mutigen Ausfallversuch, erfüllt von Todesangst, brachte Kaphoon das Kunststück fertig, Turrak einen seiner Degen zu entreißen. Zwischen Turrak und Kaphoon, der mit einer Waffe wie dieser noch nie gekämpft hatte, der das schwere Kampfschwert gewöhnt war, entspann sich eine Auseinandersetzung auf Leben und Tod. Mehr als einmal hing Kaphoons Leben an einem seidenen Faden. Dann aber schien seine ganze Kampferfahrung, seine Elastizität, sein Kontern überzugehen in die neue Waffe, mit der es zu tun hatte. Er lieferte Turrak einen brillanten Kampf, der die Überlebenden seiner Horde von Faszination auf die Stelle bannte.

Sie sahen zu – und wurden Zeuge, wie der unbesiegbare Turrak in die Defensive getrieben wurde, wie Kaphoon ihn systematisch fertig machte. Mit den Tricks und dem Können, die Turrak während des Kampfes an den Tag gelegt hatte, wartete nun Kaphoon auf. Mit einem entscheidenden Unterschied: bei ihm war es perfekt und erfolgten die Reaktionen schneller. Kaphoon hatte während des Kampfes gelernt, vom besten Lehrmeister, den man sich denken konnte.

Und schließlich spielte er mit diesem Katz und Maus.

Zuerst wurde Turrak das feingesponnene Hemd aufgeschlitzt. Einzeln flogen die Knöpfe durch die Luft. Als er schließlich mit bloßem Oberkörper weiterkämpfte, machte Kaphoon sich daran, die Knöpfe der Hose einzeln abzutrennen.

Zuletzt ein einziger, blitzschneller Hieb – und die Hose rutschte bis auf seine Knöchel herab. In weiß-orange gemusterten Slips stand er da, als Kaphoon erneut einen Angriff startete. Aber wie der ausging, wartete Turrak erst gar nicht ab.

Das grölende Gelächter seiner Männer, die sich vor Lachen den Bauch hielten, gab ihm den Rest.

Er verfluchte Kaphoon, der ihn lächerlich gemacht hatte…

»Und dieser Fluch, Kaphoon – gilt noch heute«, rissen die folgenden Worte Turraks Hellmark aus seiner Nachdenklichkeit. Unwillkürlich hatte sich ein verschmitztes Lächeln um seine Lippen gebildet, als er daran dachte, wie Turrak ›damals‹ die Flucht ergriff. Als würde er von Furien gejagt, rannte er quer durch die Schutthalden und sprang in einen kleinen See, um seine Blöße zu verbergen. Es wäre Kaphoon ›seinerzeit‹ ein Leichtes gewesen, dem Verräter den Todesstoß zu versetzen. Aber er überließ ihn der Lächerlichkeit seiner Horde. Diese Blamage würde sich ’rumsprechen als Sensation, verbreiten wie ein Lauffeuer.

Turrak hatte die Schmach nie vergessen.

Für Hellmark lagen diese Ereignisse in seinem ersten Leben. Das war vor mehr als zwanzigtausend Jahren gewesen. Aber für Turrak lag die Stunde, in der er zum Popanz gemacht worden war, vielleicht nur wenige Monate oder gar Wochen zurück. Björn wußte nicht, wann der Dämonenhörige Kaphoon zuletzt begegnet war.

Und nun war Hellmark für ihn Kaphoon. Zwischen den beiden Männern gab es in Turraks Augen keinen Unterschied. Hellmark und Kaphoon waren ein und dieselbe Persönlichkeit.

In Wirklichkeit lebte Kaphoon in diesen Minuten irgendwo im fernen Xantilon, war vielleicht in eine Kampfhandlung verstrickt und kämpfte gegen die Feinde des Kontinents, gegen Apokalypta möglicherweise… oder einen der anderen Dämonen, die den Untergang mit verursachten.

Aber für Turrak existierte – in dieser Minute zumindest – jene andere Wirklichkeit nicht. Er befand sich sich in der »absoluten Sicherheit des Mikrokosmos«. Von hier aus kehrte er von Fall zu Fall in das Xantilon Kaphoons zurück und verließ den Mikrokosmos, blieb aber in seiner Zeit.

»Ich bin nur hierher gekommen, um mich für die Niederlagen zu rächen«, fuhr Turrak fort. »Dafür war ich bereit, dich aus der Todesröhre zu befreien. Doch ich mußte die Erfahrung machen, daß es dir mit einem seltsamen Helfer gelungen war, abermals die Ketten zu sprengen, die dich eigentlich für immer binden sollten…«

»Diese Ketten müssen erst noch geschmiedet werden, Turrak…«

»Warte ab! Es ist gut, daß ich hierher kam. Ich werde Apokalypta von deiner relativen Freiheit in Horron berichten. Du kannst dich zwar bewegen, bist nicht in der Röhre ertrunken – und dennoch ist Horron dein Gefängnis. Du kannst nicht entkommen, selbst wenn du das mit allen Mitteln anstrebst. Bis der Hunger dich tötet, würdest du durch Horron irren… aber wer weiß, ob es so lange ging. Horron hat seine ureigenen Gesetze. Du brauchst dich nur umzusehen. Es gibt tausend Wege in den Wahnsinn. Ein menschliches Hirn kann die Eindrücke nicht verkraften, ohne kurz zu schließen.

Auch davon will ich dich einiges kosten lassen, ehe ich dich töte. Es wird mir eine Genugtuung sein, wenn deine Leiche vor meinen Füßen liegt. Und dann werde ich sie jenen zeigen, die sich so köstlich amüsiert und den Bauch gehalten haben vor Lachen… geh’ weiter in den Saal hinein, vor zum Becken, sieh dir diejenigen an, die schon so lange hier sind, die leben und doch nicht mehr existieren! Sie vegetieren dahin, sind manchmal Stein… manchmal Fleisch… und sei auf der Hut, was deine Gedanken betrifft, Kaphoon…«

»Weshalb? Stören die dich?«

»Mich weniger. Sie können dich – töten. Hier in Horron ist alles möglich. Denk an deinen kleinen Begleiter, der dir die Flucht aus der

Röhre ermöglichte…«

Er wußte alles.

Unmittelbar nach Apokalyptas Verschwinden tauchte Turrak in Horron auf und beobachtete den Weg Whiss' und Hellmarks…

»Was weißt du – über Whiss?« fragte Björn erschrocken. Unwillkürlich ballten sich seine Hände zu Fäusten. Am liebsten wäre er dem Grinsenden an die Gurgel gesprungen.

Turrak sah überheblich aus. In beiden Händen hielt er einen Degen mit langer, spitzer Klinge, biegsam, tödlicher Stahl… Diesmal ging der Verräter nicht das Risiko ein, durch einen blitzschnellen Handstreich Hellmarks einer seiner Degen verlustig zu gehen.

»Am liebsten würdest du mich töten, ich weiß. Aber sei vorsichtig! Diesmal sind es keine vier Gegner, mit denen du es zu tun hast, sondern mehr als vierzig. Eine falsche Bewegung – und meine hübschen Begleiterinnen durchlöchern dich wie ein Sieb. Das wäre schade. Für uns beide, denn ich möchte mir einen sehnlichen Wunsch erfüllen. Einen neuen Zweikampf mit dir. Diesmal unter meinen Bedingungen.«

Björn hatte keine Erinnerung daran, daß er damals als Kaphoon irgendwelche Bedingungen gestellt hätte. Aber Turrak schien da alles sehr mitgenommen zu haben. Er suchte Genugtuung.

»Was ist mit Whiss?« fragte Hellmark erneut, als er nicht gleich Antwort erhielt.

»Er war so vermessen in die Höhle des Monsters zu gehen, um es zu erforschen. Vielleicht hat er noch entdeckt, auf welche Weise es zustande kam, ehe der Tod ihn ereilte. Das Monster, durch seine eigenen Gedanken geschaffen, wird ihn längst verschlungen haben…«

*

Björn starrte Turrak an wie einen Geist. Doch der war zunächst nicht bereit, seine rätselhafte Bemerkung zu erklären.

Er triumphierte. Mit jeder Geste, jedem Wort, ließ er den blonden Abenteurer seine Überlegenheit spüren.

Die Amazonen, Turraks Lieblingsbegleitung, bildeten einen großen Halbkreis um das Becken, das die Mitte der Halle fast füllte.

Der Turm war an dieser Stelle wieder mit Wasser überflutet. In dem riesigen Bassin, das eine Länge von etwa zweihundert und eine Breite von hundert Metern hatte, bewegten sich Fischmenschen: Groß und massig die Köpfe, menschliche Arme, die sie kraftvoll bewegten, Schwimmhäute zwischen den Fingern.

Dazwischen war eine Gestalt, die abwesend – wie die anderen – ihre Kreise zog. Sie war offensichtlich die führende Kraft. Wohin sie sich auch begab, die anderen Fischmenschen folgten.

Hellmark stand am Rand des Beckens. Die kräftige Zentralfigur, um die sich alles drehte, unterschied sich in Größe und Farbe. Sein Körper war stahlblau und sah aus wie poliertes, bläulich schimmerndes Metall. Die anderen im Becken waren einen Ton heller.

Björns Herzschlag stockte.

»Oceanus!« rief er, so laut er konnte, seine Umgebung vergessend.

Das war der Freund aus der Tiefe des Weltmeeres, aus einem phantastischen Palast, der auf dem Meeresboden stand.

Oceanus stammte aus dem berühmtberüchtigten Bermuda-Dreieck.

Wie kam er hierher in die Mikrowelt.?

*

Er reagierte sofort.

Die Worte hinter der Tür waren laut genug gesprochen worden und ergaben einen Sinn.

Rani Mahay konnte sich kein Zögern erlauben.

Er ließ seine Rechte auf die Klinke herabsausen, warf sich gegen die Tür, die nicht abgeschlossen war.

Richard Patrick mußte seinen rätselhaften Besucher ahnungslos hereingelassen haben. Danach war die Tür nicht mehr abgeschlossen worden.

Das erleichterte Mahays Einbruch…

Der Inder flog wie ein Geschoß in den Raum hinter der aufspringenden Tür. Viel Zeit, sich mit der Umgebung vertraut zu machen, hatte Rani nicht.

Er sauste durch den Raum, der als Diele gedacht war.

Die Tür zum angrenzenden Zimmer war weit geöffnet.

Zwei Männer standen sich gegenüber.

Der ihm das Gesicht zuwandte und kreideweiß war – das war Richard Patrick. Der andere bot dem Eindringling den Rücken.

Der Fremde war von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet. Er trug einen ebenfalls schwarzen Hut.

Der Mann wirbelte herum, als die Tür mit lautem Knall aufflog.

Er stellte sich sofort auf die veränderte Situation ein und riß die entsicherte Waffe herum, deren Mündung eben noch auf den Verleger gerichtet war.

Der Schwarzgekleidete drückte ab. Der Schuß war kaum zu hören. Auf die Mündung der Baretta war ein Schalldämpfer gesteckt. Es wurde ein dumpfes »plopp« laut.

Das Projektil sauste über Mahay hinweg und bohrte sich unterhalb der Decke in die Wand. Der Inder hatte sich rechtzeitig geduckt und entging so dem Anschlag.

Durch Mahays Auftauchen war eine völlig neue Situation

entstanden.

Der Fremde konnte seinen ursprünglichen Plan, Richard Patrick zu töten, nicht mehr in die Tat umsetzen. Der günstigste Zeitpunkt dafür war verpaßt.

Patrick selbst griff ein, um seinen unbekannten Widersacher keine zweite Chance zu geben.

Der Verleger duckte sich, griff nach einem Stuhl in seiner Nähe, riß ihn herum und schleuderte ihn dem Schwarzgekleideten entgegen.

Der Fremde taumelte, fiel gegen einen schmalen, hohen Aktenschrank, der in der Diele stand, und warf sich herum.

Das geschah so schnell, daß selbst der wendige Mahay nicht mehr rechtzeitig nach vorn springen und ihn festhalten konnte.

Der andere ergriff die Flucht!

Zwei schnelle Schritte, und schon erreichte er die Tür und stürzte auf den Korridor. Die Schritte des Fliehenden hallten durch die Gänge.

Es kam ihm nicht mehr darauf an, die Auseinandersetzung zu Ende zu führen. Er wollte verschwinden…

Rani heftete sich an die Fersen des Fremden.

Der verschwand um die Gangbiegung.

Mahay war auf der Hut, um nicht in einen Hinterhalt zu geraten. Ein gezielter Schuß genügte, um ihn niederzustrecken. Der andere brauchte sich nur umzudrehen und abzudrücken…

Der Inder beugte dem vor. Er versuchte es.

Wie oft hatte er gefährliche Raubkatzen durch seinen bloßen Willen vom tödlichen Sprung abgehalten. Im Augenblick höchster Gefahr wandte er seine Gabe auch bei Menschen an.

Er konzentrierte sich auf die Waffe, die der andere hielt.

›Wirf sie weg!‹ hämmerte Rani Mahays Gedanken. ›Trenne dich von der Waffe… du brauchst sie nicht mehr!‹

Gleichzeitig lief er weiter. Rani wußte, daß er bisher mit seinen geistigen Vorstößen im Fall einer Gefahr stets Erfolg gehabt hatte.

Er erwartete ein ganz bestimmtes Geräusch: Das Scheppern von Metall auf steinernem Boden.

Nichts tat sich.

Rani wurde mißtrauisch und merkte, daß da irgend eine Blockade war, die er nicht überwinden konnte.

Er blieb abrupt stehen. Da kam blitzschnell die Hand des Schützen um die Wand.

Die Waffenmündung spuckte Feuer.

Mahay ließ sich zu Boden fallen und rollte geistesgegenwärtig auf die andere Seite der Wand.

Der Schütze aber zog erneut den Abzugshahn durch.

Mahay blieb keine andere Wahl.

Der Schwarzgekleidete, der auf seinen geistigen Vorstoß nur um so

wütender reagierte, würde ihn abknallen wie einen tollwütigen Hund.

Der Inder dachte nur an die Insel, die Sicherheit, die sie ihm bot.

Die Umgebung veränderte sich, die grauen Wände, die ihn umgaben, verschwanden.

Noch ein scharfer, brennend heißer Luftzug streifte seine linke Wange. Das Projektil aus der Waffe des Gegners verfehlte ihn um Haaresbreite.

Rani Mahay taumelte durch die instinktive Abkehrbewegung, die er machte, in den weißen, weichen Sand von Marlos.

Er konnte den Sturz nicht verhindern.

Im Hintergrund, etwa eine Steinwurfweite von ihm entfernt, hielt Danielle de Barteaulieé sich auf, sah den taumelnden Mahay und setzte sich sofort in Richtung auf ihn in Bewegung.

Doch sie erreichte ihn nicht mehr.

Rani verlor keine Sekunde, sich erneut von Marlos aus jenen Ort zurück zu versetzen, wo ihn beinahe sein Schicksal ereilt hätte.

Doch nicht an die gleiche Stelle. Zehn Meter weiter links, unmittelbar hinter dem Mauervorsprung – das war sein Ziel. Wenn er im Rücken des blindwütigen Schützen auftauchte und ihn von hinten anfiel…

Doch seine Rechnung ging nicht auf.

Rani war sofort auf Angriff eingestellt, als die Eindrücke von Marlos verwischten, und sein Körper im Patrick-Hochhaus in New York ankam.

Der andere verschwand genau in diesem Moment hinter der zugleitenden Aufzugtür. Das war ein Gegner, der mitdachte, der nichts dem Zufall überließ.

Der Lift rauschte ab in die Tiefe.

Es wäre Mahay jetzt ein Leichtes gewesen, sich abermals nach Marlos zurück und dann von dort aus in den Fahrkorb hinein zu versetzen. Doch das Risiko war ihm zu groß.

Er rannte die Treppe nach unten. In den Etagen verfolgte er auf der Anzeigetafel über dem Fahrstuhlschacht das Aufleuchten der Ziffern.

Rani Mahay befand sich in der dritten Etage, als der Lift im Parterre ankam.

Der Inder rannte so schnell ihn seine langen, muskulösen Beine trugen. Sein Herz schlug gleichmäßig, ruhig. Dem durchtrainierten Körper dieses Mannes machte die momentane Belastung nichts aus.

Er erreichte den Ausgang und rannte auf die Straße, um nach dem Flüchtigen Ausschau zu halten.

Passanten waren auf der Straße, normal floß der Verkehr.

Weder links noch rechts gab es eine auffällige Bewegung, kein Mensch, der rannte und…

Da schoß der Wagen aus der Tiefgarage des Hauses!

Entgegen der Fahrtrichtung preschte der Fahrer – halb auf der Fahrbahn, halb auf dem Gehweg – die Straße entlang, auf einen Laternenmast zu, der etwa hundert Meter von der Zufahrt in die Garage entfernt lag.

Dort bewegte sich ein Schatten…

Das war der Flüchtling!

Alles ging rasend schnell vonstatten.

Nur der Tatsache, daß augenblicklich nicht soviel Verkehr auf der Straße war und auch verhältnismäßig wenige Passanten in der Nähe weilten, war es zu verdanken, daß durch das unverantwortliche Verhalten des Fahrers kein folgenschwerer Unfall entstand.

Aber selbst das hätte ihn offensichtlich nicht gestört.

Der weiße Cadillac veränderte seine Geschwindigkeit nur geringfügig. Die dem Bürgersteig zugekehrte Hintertür wurde aufgerissen. Der Schwarzgekleidete sprang der Fahrtrichtung des Autos entgegen. Der Mann trug sogar noch seinen schwarzen Hut, hatte ihn bei der überhasteten Flucht durch das Haus und auf der Straße nicht verloren. Er verlor ihn auch jetzt bei dem gewagten Manöver nicht, das einem Darsteller in einem spannungsgeladenen Action-Film alle Ehre gemacht hätte.

Rani sah, daß im Innern des Cadillac drei weitere Personen saßen. Schwarz gekleidet wie Totengräber, die Gesichter weiß, als wären sie gepudert…

Die Tür schlug zu, der Fahrer gab Gas und jagte den schweren Cadillac quer über drei parallel nebeneinander liegende Fahrbahnen hinweg.

Autos bremsten quietschend. Im Nu entstand ein Verkehrschaos. Wagen stellten sich quer. Ein dumpfer Schlag! Ein Fahrzeug war auf das andere aufgefahren.

Der weiße Cadillac aber befand sich auf der anderen Fahrbahnseite und raste der nächsten Straßenkreuzung entgegen.

Schon war das hektische Alarmsignal eines auftauchenden Polizeiautos zu hören, dann das blitzende Rotlicht auf dem Dach.

Rani Mahay verhielt in der Bewegung, atmete tief durch und blickte über die Straßen hinweg, wo in der Kreuzung der weiße Cadillac mit den vier makaber gekleideten Männern verschwand.

Das also waren sie… zum erstenmal war nun auch er einem von ihnen begegnet, einem der geheimnisvollen ›Männer in Schwarz‹, wie sie bezeichnet wurden – die auftauchten wie die Gespenster und ebenso rätselhaft wieder verschwanden.

Er wußte, daß die Polizei trotz schnellster Fahrt den flüchtigen Cadillac nicht mehr finden würde…

*

Nachdenklich und ernst kehrte er in das Hochhaus zurück.

Richard Patrick kam ihm vom Lift entgegen, und gemeinsam fuhren sie nach oben.

»Danke, Rani«, sagte der untersetzte Verleger und drückte dem Inder fest den Oberarm. »Du hättest keine Sekunde später kommen dürfen. Du bist ein Teufelskerl! Du kamst gerade noch im rechten Augenblick. Ich hatte keine Chance mehr… Er hätte mich getötet… irgendetwas, irgendjemand hat dich veranlaßt, genau zu diesem Zeitpunkt bei mir aufzukreuzen.«

»Zufall, Rich«, entgegnete der Inder. »Die Veranlassung war, daß ich mit dir sprechen wollte: Über eine fliegende Pyramide und über Jonathan Pallert, den Horron-Flug-Barbar. Vielleicht gibt es Neuigkeiten über ihn…«

»Leider nicht, Rani.«

Der Lift kam oben an.

»Wie ist das alles passiert, Rich? Was wollte er von dir?«

»Sie sind dir also ein Begriff – die ›Männer in Schwarz‹ oder auch >Men in Blacks wie man sie nennt?«

»Ich habe erst kürzlich zum erstenmal von ihnen gehört. Ein Mann namens Friedrich Chancell hatte eine handfeste Begegnung mit ihnen. Sie wollten ihn daran hindern, ein uraltes Wrack zu untersuchen, das im Herzen des Amazonas-Dschungels in einem versumpften Seitenarm des Flusses vermutet wurde. Chancell hat es trotzdem getan. Er ist Amateurforscher und hat den Ehrgeiz, den Nachweis zu erbringen, daß die Erde in prähistorischer Zeit Besuch aus dem Weltall erhielt. Die Götter, die von den Sternen kamen, hätten seiner Meinung nach massiv in die Entwicklung der Menschheit eingegriffen. Chancell fand das Wrack – trotz der Warnung, die die ›Männer in Schwarz‹ zuvor an ihn ergehen ließen. Chancells Begleitung wurde getötet, während er das Wrack untersuchte und eine sensationelle Entdeckung machte. Jener Fremdkörper stammte mit Sicherheit nicht von Menschen ab, sondern von Wesen anderen Ursprungs. Sie waren aber vor langer Zeit nicht von den Sternen zu uns gekommen, sondern aus der Mikroweit, aus dem Universum des mikroskopisch Kleinen, wo die Sonne der Kern eines Atoms ist… Chancell wurde in diese Welt geschleudert, als er unbeabsichtigt einen Mechanismus auslöste. Der Mann, von dem ich spreche, ist mir kürzlich begegnet. Auf der Welt Arnagk, auf die ich durch die geistige Teleportationshilfe eines grauen Riesen geriet, wie du weißt. Sein Abenteuer hat ihn mit einer Welt konfrontiert, deren Faszination sich niemand entziehen kann. Chancell lernte Skash kennen, einen Mann, der vor langer Zeit als Gefangener auf dem Wrack lebte, an einen Mast gebunden wurde und dort zugrunde ging. Aber Skash war ein Unsterblicher. Sein Geist hat überlebt und der ist

zurückgekehrt in das Skelett, das von ihm übrig blieb, durch magische Kraft vorm Zerfall für alle Zeiten geschützt war. Gemeinsam mit Skash und dessen Pyramide durchstreifte er eine Welt, vor der unsere Vorstellungskraft kapitulieren muß. Die Pyramide kann im Unsichtbaren und in der Welt des Mikrokosmos verschwinden. Skashs ganzes Wesen erfüllt und steuert sie. Er sucht die Schuldigen und Angehörigen seiner Rasse, die gegen ihren Willen in eine schwere kriegerische Auseinandersetzung hineingezogen wurden. Chancell und Skash nahmen mich also auf, nachdem ich auf meinem Weg nach Zoor auf Arnagk gestrandet war. Eine schwere Erkrankung Al Nafuurs und von mir selbst veranlaßte Friedrich Chancell, uns nachts in einem Hospital eines südfranzösischen Küstenortes einzuliefern. Ich habe die Hoffnung, daß Chancell mit der Pyramide bei Gelegenheit an der gleichen Stelle wieder auftaucht, um sich nach dem Befinden seiner beiden Patienten zu erkundigen. Die letzten beiden Nächte habe ich mich zur gleichen Zeit an jenem Ort aufgehalten, in der Hoffnung, daß dieses Ereignis eintreten möge. Leider hat sich meine Hoffnung nicht erfüllt.

Vielleicht gibt es einen anderen Weg: Den über dich und deine Leute. Du verfügst über weitreichende Verbindungen, Rich…«

Sie waren inzwischen in Patricks Büro angekommen. Der Verleger schloß die Tür von innen ab. »Leider nicht, Rani… Tut mir ehrlich leid… Über Chancell, Skash und die Pyramide höre ich zum erstenmal. Es liegen mir auch keine Hinweise vor, daß ein Gebilde, wie du es mir beschrieben hast, irgendwo aufgetaucht oder gesichtet worden ist. Solchen Angaben gehen wir sehr gründlich nach, wie du weißt.«

Rani zuckte die Achseln. »Es war ein Versuch. Dadurch, daß ich nun die Gelegenheit hatte, von Chancell und der Pyramide zu berichten, hast du nun auch Kenntnis von diesen Dingen. Ich werde weiterhin in jener fraglichen Stunde den Ort aufsuchen, in der Hoffnung, daß es zu einer erneuten Begegnung mit Chancell kommen kann. Er kann sich mit der Pyramide im Mikrokosmos bewegen wie ein Raumschiff durch das All pflügt. Mit Chancell und der Pyramide wäre ein Weg offen, doch noch Zoor zu finden und damit Björn und seine Freunde... Voraussetzung natürlich wäre, daß es mir gelänge, die genaue Position der Welt Zoor anzugeben… und das ist die größte Schwierigkeit.«

»Vielleicht wüßte Skash, der Magier einen Weg«, murmelte Patrick, der sofort diesen Faden aufnahm.

»Möglich. Unsere Begegnung war zu kurz und durch die äußeren Umstände der Krankheit stark behindert, so daß dieses Problem nicht mehr behandelt werden konnte. Ich habe aber das Gefühl, daß Chancell und Skash durch die von mir geschilderten Ereignisse

nachdenklich geworden sind, daß Interesse geweckt wurde… aber nun nochmal zu dem ›Mann in Schwarz‹, Rich, wie kam er herein?«

»Ich rechnete ursprünglich nicht mehr mit einem Besuch. Als es klingelte, fragte ich wie immer vorsichtshalber über die Sprechanlage, wer da sei. Der Besucher stellte sich mit dem Namen und der Stimme eines Mannes vor, mit dem ich seit einiger Zeit intensive geschäftliche Beziehungen pflege. Ich hatte keinen Grund, an seiner Identität zu zweifeln und öffnete. Und da stand er schon vor mir, mit der Waffe in der Hand und bedrohte mich…«

»Sagte er, weshalb er beschlossen hatte, dich zu töten?«

»Es war ein Pauschalurteil. Meine Aktivität sei nicht in ihrem Sinn…«

»›Ihrem‹, sagte er das wirklich?«

»Ja, er redete in der Mehrzahl…«

»Dann waren sie wahrscheinlich auch alle vier daran beteiligt«, murmelte der Inder nachdenklich. Er mußte an die Schwarzgekleideten in dem Cadillac denken.

»Man hätte beschlossen, mich zu liquidieren. Eine Warnung käme nicht infrage, da man mich so einschätze, daß ich jede Warnung in den Wind schlagen wurde. Er hatte recht.«

»Wenn sie dich so fürchten, dann mußt du über sie verdammt viel wissen…«

»Das ist ja das Verrückte an der Geschichte, Rani! Ich weiß nichts über sie, überhaupt nichts… mir wäre wohler, wenn mir dieses angebliche Wissen endlich bewußt wäre. Über die ›Männer in Schwarz‹ habe ich vor einiger Zeit zum erstenmal gehört. Ich wollte nicht glauben, daß es sie gibt.«

»Du hast aber nachgeforscht?«

Er lächelte versonnen. »Das war doch selbstverständlich. Es gelang mir, das zusammenzutragen, was man sich über sie erzählte. Sie sollen immer da auftauchen, wo ein Geheimnis zu bewahren ist, wo bestimmte Vorgänge, die auf außergewöhnliche Weise mit Menschen zu tun haben, nicht ans Licht der Öffentlichkeit dringen sollen. Sei es bei der Sichtung von angeblichen UFO-Landungen, sei es, daß seltsame Ereignisse von sich reden machen. Sie werden totgeschwiegen! Menschen, die Näheres wissen, kommen durch Krankheiten und Unfälle zu Tod, Beweismaterial verschwindet auf rätselhafte Weise und Spuren werden unkenntlich gemacht. Und nun war einer dieser ›Men in Black‹ hier… ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen. Du auch. Er meinte es ernst, und er war mehr als ein Spuk. Sie haben einen offenen Mord geplant. Man sagt, daß dies selten oder nie vorkommt. Vielleicht wollten sie mit diesem Mord einen anderen belasten?«

Und noch während er dies sagte, veränderte sich seine Miene auf

eigenartige Weise. Seine Augen vergrößerten sich. »Rani«, sagte er leise, »nach dem Mord wärst du ins Spiel gekommen, du warst praktisch am Tatort, als es geschah. Könnte es sein, daß sie dich zum Täter stempeln wollten, daß du ihnen aber einen Strich durch die Rechnung gemacht hast?«

Rani Mahays Lippen bildeten einen schmalen Strich.

Der Gedanke, den Patrick da entwickelte, war gar nicht so absurd. Und doch wollte er ihm nicht in den Kopf.

»Ich möchte es am liebsten nicht glauben«, sagte er abwesend. »Ich kann mir nicht vorstellen, wie sie von meiner Absicht Kenntnis erhalten sollen, daß ich dich heute abend aufsuchen werde.«

»Sie könnten telepathisch veranlagt sein…«

Rani nickte. »Das wäre ein Weg. Aber Telepathie allein reicht nicht. Ich habe den Gedanken gefaßt – und ihn kurz darauf in die Tat umgesetzt. Innerhalb einer einzigen Sekunde ist der Übergang von Marlos nach hierher erfolgt. Die Zeit ist zu kurz für die ›Men in Black‹ gewesen, zu erfahren, was ich wollte und selbst noch zu reagieren. Das wäre nur dann der Fall, wenn ich mit einem normalen Verkehrsmittel eine bestimmte Zeit unterwegs gewesen wäre und sie die Zeit der Anreise für ihre Zwecke hätten nutzen können. -Sie müssen es anders erfahren haben. Aber ein Blick nach Marlos, auf die Menschen, die dort leben, ist ihnen unmöglich. Niemand ist dazu in der Lage. Marlos liegt in einer unsichtbaren Welt, wie unter einer schützenden Kuppel. Bleibt logischerweise nur eines übrig, Rich…«

»Der Zufall«, vervollständigte der untersetzte Mann Ranis Ausführungen. »Auch so etwas gibt es.«

»Dennoch sollten wir die Sache im Auge behalten, Rich. Die ›Men in Black‹ haben einen Anschlag auf dein Leben vor! Der erste ist ihnen mißglückt… Also werden sie einen zweiten oder sogar dritten Versuch unternehmen. Es gibt einen neuen Feind. Du mußt auf der Hut sein!«

»Worauf du dich verlassen kannst. Jeder Feind, Rani, ist aber auch zu bekämpfen.«

»Wenn man seine Schwächen kennt…«

»Dann werde ich mein Augenmerk jetzt darauf richten, die herauszufinden…«

Er brachte ein weiteres Problem ins Gespräch. Die Ereignisse um den Flug-Barbar aus Horron – Jonathan Pallert.

»Ich war ihm dicht auf den Fersen, aber dann entwischte er mir.« Rani ärgerte sich jetzt noch darüber, wenn er daran dachte, daß durch den Horron-Barbar möglicherweise ein Großteil der Fragen hätte beantwortet werden können, die vielleicht mit Hellmarks Schicksal in Zusammenhang standen.

Er konnte nicht an einen Zufall glauben, daß ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, da ein Mann wie Hellmark im Mikrokosmos

verschollen war, ein Mensch auf dieser Seite der Welt seine Erinnerung daran zurückerhielt, daß er eigentlich aus der des mikroskopisch Kleinen stammte…

Noch während Rani und Patrick darüber sprachen, begann der stets eingeschaltete Fernschreiber in Patricks Büro zu ticken.

Der Verleger griff nach dem breiten Papierstreifen und las die Meldung, wie sie aus dem Fernschreiber kam, vor.

»Rätselhafte Vorgänge auf dem Luxusdampfer YOUNG LOVE stop Durch eine verschlüsselte Meldung des Kapitäns des Schiffes an den Eigner erhielt der Unterzeichnete zufällig Kenntnis von den Problemen, denen sich Besatzung und Passagiere gegenüberstehen stop Vom Dampfer sind kurz hintereinander zwei Menschen verschwunden stop Eine junge Frau namens Rosemary Williams wurde angeblich von einem See-Monster ins Meer gezogen stop Zeugen dafür soll es geben stop Beim Versuch, die Verschwundene zu bergen, beteiligten sich ohne Wissen des Kapitäns zwei Passagiere in Taucherausrüstung stop Nur einer kehrte an Bord zurück stop Er liegt mit schwerem Schock auf der Krankenstation stop Der andere blieb verschollen stop Monster wird als fisch- und menschenähnlich, sehr groß, beschrieben…«

»Rani«, stieß Patrick hervor, »da paßt doch mal wieder etwas genau wie die Faust aufs Auge!«

»Pallert – er scheint Pallert in seiner wahren Gestalt gesehen haben«, sagte Rani aufgeregt. Er war neben Patrick getreten und starrte auf das Papier, das der Freund aus dem Fernschreiber nahm. Er überflog den Rest der Meldung. Der Unterzeichnete, ein Mitarbeiter mit Namen Jenkins, konnte die Position des Schiffes angeben, die es zu jenem Zeitpunkt innehatte, als der Funkspruch beim Eigner eingetroffen war.

Pallert war in seiner Gestalt als Horron-Barbar in einen Fluß gesprungen, passierte das rätselhafte, farbige Ringgebilde und hatte sich mit raketenhafter Geschwindigkeit von Mahay entfernt und war dabei immer mehr geschrumpft. Mahay vermutete richtig, daß dies der Übergang in die Mikroweit gewesen war.

Der Barbar wurde Teil der winzigsten Moleküle, die rasend schnell mit dem Strom dem offenen Meer entgegengetragen wurden. Über die Eigenbewegung des Mikrokosmos war nichts bekannt. Doch Rani hatte allen Grund anzunehmen, daß Pallert mit dem Fluß in das Meer gelangt war und einen Weg gefunden hatte, sein mikroskopisch kleines Dasein zu verlassen.

Dem mußte er auf den Grund gehen!

Rani machte sich sofort an die Arbeit.

Er nahm sich ein Stück Papier und begann mit Berechnungen.

Er ließ sich von Richard Patrick eine Karte geben und nahm einen

Rechenschieber zu Hilfe, um so genau wie möglich arbeiten zu können.

Die Positionsangaben waren etwa vierundzwanzig Stunden alt. Das Schiff war strikt Richtung Osten gefahren. Geschwindigkeit nach dem zweistündigen Aufenthalt, ausgelöst durch die Vorgänge auf dem Dampfer, 45 Knoten…

Rani legte die neue Position fest, die die YOUNG LOVE jetzt haben mußte.

»Ich werde einen Versuch unternehmen«, sagte er zu Patrick. »Mehr als ins Wasser fallen kann ich nicht…«

Damit traf er den Nagel auf den Kopf.

Der Inder verabschiedete sich von Patrick, schärfte ihm größte Aufmerksamkeit ein und versetzte sich dann zunächst nach Marlos. Er löste sein Versprechen ein, Danielle und die anderen von seiner »Reise« zu unterrichten.

»Ich habe die Absicht, als blinder Passagier auf der YOUNG LOVE mitzureisen«, sagte er und strahlte wie ein großer Junge, »'ne Kreuzfahrt hab' ich mir schon lange gewünscht. Ich will mal nachsehen, was auf dem Dampfer wirklich los ist…«

Damit verschwand er, rief sich jene Position ins Gedächtnis, von der er glaubte, daß die YOUNG LOVE sich jetzt dort befinden müßte und verließ Marlos.

Eben noch hatte er weißen Sand unter den Füßen im nächsten Moment versank er im Wasser, das schäumend über ihm zusammenschlug. Erschreckt stieß Mahay sich nach oben, prustete, spuckte das Wasser aus und schnappte nach Luft.

Er hatte sich verrechnet! Er war prompt irgendwo im Ozean gelandet, weit und breit keine Spur von der YOUNG LOVE…

Oder doch?

Da vorn – in der Dunkelheit – glommen zwei ferne Lichter.

Mahay schwamm einige Meter. Es war unmöglich, die Strecke bis zu den Positionslichtern auf diese Weise zurückzulegen. Er konnte sich nicht von seinem derzeitigen Standort entfernen und einfach zur YOUNG LOVE – wenn sie es war – »vorspringen«. Er kehrte erneut nach Marlos zurück, schätzte die Entfernung zu den Lichtern, die er wahrgenommen hatte, und unternahm einen neuen Teleportationsversuch.

Er hatte Glück!

Wie ein Geist tauchte er auf dem schwach beleuchteten Oberdeck eines Schiffes auf.

Er beugte sich über die Reling und konnte die Aufschrift – auf dem Kopf stehend – lesen.

YOUNG LOVE…

Er hatte das Unwahrscheinliche geschafft.

Nun hieß es, sich über die Verhältnisse an Bord zu informieren und sich vor allem zunächst nicht sehen zu lassen. Bei Tagesanbruch, wenn die Passagiere auf den Decks promenierten, konnte er sich daruntermischen und das Gespräch beiläufig auf die Dinge bringen, die sich angeblich hier abgespielt hatten. Niemand würde ihn mißtrauisch beäugen. Unter Hunderten von Passagieren war er einer von vielen, und in der kurzen Zeit, die die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft beieinander war, kannte einer noch nicht recht den anderen.

Auf dem Oberdeck war es sehr still. Das gleichmäßige Geräusch des stampfenden Motors, das Rauschen des Wassers und das Plätschern der Wellen erfüllte die Nacht. Keine menschliche Stimme… Und keine menschliche Gestalt…

Das irritierte ihn am meisten.

Schließlich war es noch nicht so spät, daß man alle Passagiere und die gesamte Besatzung in den Kabinen vermuten durfte.

Rani Mahay wollte es zunächst nicht wahrhaben.

Es war die Stille des Todes…

Der Inder schluckte. Warum war niemand von der Besatzung zu sehen?

Ungeschoren konnte er über Deck laufen. Kein Mensch begegnete ihm. Er stieg die Stufen nach unten auf das nächste Deck.

Dort lagen die ersten Kabinen, die Korridore menschenleer vor ihm.

Lauschend legte Mahay den Kopf an die Tür, dann an die nächste. Kein Atemgeräusch.

Dies konnte Zufall sein. Vielleicht waren die Kabinen nicht belegt…

Er näherte sich den Kabinen für die Schiffsbesatzung.

Kein Wachhabender an Deck! Die Kabine des Kapitäns war unbeleuchtet. Mahay klopfte mutig an. Keine Aufforderung, einzutreten…

Da setzte er alles auf eine Karte.

Er öffnete kurzerhand die erste Kabinentür. Sie war unverschlossen, der Raum dahinter – dunkel, still und leer.

Das gleiche bei der nächsten Kabine, bei der übernächsten.

Auf allen Decks!

Die Wahrheit traf ihn wie eine kalte Dusche.

Kein Kapitän, keine Mannschaft, keine Passagiere… auf der YOUNG LOVE lebte und atmete kein Mensch mehr!

Sie war ein Todesschiff, das mit voller Geschwindigkeit und menschenleer durch den Ozean trieb!

*

»Oceanus!« Hellmark rief den Namen mehrere Male. Laut hallte es durch den Saal mit dem riesigen Becken.

Turrak, flankiert von mehreren Amazonen, lachte zynisch. »Ich gehe wohl recht in der Annahme, daß du den kennst, dessen Totenheer ihn umkreist…«

»Es ist Oceanus. Aber wieso – Totenheer?«

»Erst waren sie Stein, dann erwachten sie als Untote. Sie warten auf Beute. In Horron ist stets alles in Fluß und andererseits bleibt alles unverändert. Hier heben sich Ursache und Wirkung auf. Den du Oceanus nennst, der kam aus der anderen Welt hierher, hat sein Volk gesucht – und auch gefunden. Überall in den Straßen standen die Verschollenen, einer neben dem anderen, Statue an Statue, eine Zierde für die Stadt ohne Leben.

Oceanus war verzweifelt und hat nach einem Weg gesucht, die Versteinerten zurückzurufen. Ich sagte eingangs, daß es hier in Horron möglich ist, die Gedanken zur Realität werden zu lassen. Er konnte einige erwecken, während andere Statuen blieben. Aber die Wiedererweckten waren nicht mehr so, wie er sie gern gehabt hätte. Sie erkannten ihn nicht als ihren Herrn und König. Und er veränderte sich, ohne es zu bemerken. Sein Geist wurde anders, er verlor den Verstand… er erkennt nun sein Volk nicht mehr. Wie sollte er da dich erkennen, Kaphoon? Die Fischmenschen, die du in diesem Becken siehst, vegetieren dahin. Sie können nicht leben und nicht sterben. Es sei denn, daß ein mächtiger Zauber den Bann löst, der über sie gekommen ist. Nur eines können sie noch: jedes lebende Wesen, das ihnen zu nahe kommt, greifen sie an und saugen es aus. Aber selbst dieses Leben vermag ihnen nichts zu geben, denn sie saugen es praktisch für andere aus. Für die wahren Herren von Horron, von denen man sagt, daß sie einst wiederkommen werden. Nun, alles ist möglich. Was sich heute noch Horron nennt, wird in zwanzigtausend Jahren die Welt Zoor sein. Die Begriffe ändern sich, die Welten…«

»Auch die Herren«, warf Björn Hellmark bissig ein. »Man sollte sehr genau prüfen, wem man dient…«

»Die Herren – oder in diesem Fall die Herrin – bleiben, Kaphoon! Rha-Ta-N'my ist unvergänglich wie ihr Name. Oceanus und ein Teil seines Volkes werden ewig hier darben, selbst zu Dienern der Herren von Horron werden. Schon jetzt sind die großen Ringe zu sehen, die es den in aller Welt Versprengten ermöglichen, nach Horron zurückzukehren. Und durch die Ringe vernehmen manchmal die Dahinvegetierenden den Ruf derer, für die sie Leben beschaffen wie Sklaven. In Horron ist alles möglich. Die Ringe führen von der Winzigkeit dieses Universums in den gigantischen Raum, aus dem du und ich kommen, und die wir die ›Normalwelt‹ nennen. Oceanus' Volk

ist ein Heer der Sklaven, abrufbereit für eine Aufgabe, für die ich mich nicht interessiere, die das Volk von Horron angeht und… sieh’ da, merkst du etwas?« Er unterbrach sich plötzlich.

In die Reihen der Fischmenschen kam plötzlich Bewegung.

Der riesige Oceanus wirbelte seinen stahlblauen Leib herum, teilte mit den Marken Armen kraftvoll das Wasser und tauchte unter.

Turraks und Hellmarks Blicke gingen unwillkürlich zu der großen Wand, die eine einzige, durchsichtige Fläche war.

Oceanus und sein Totenheer tauchten aus einem speziellen Ausgang hinaus in das Wasser, schwammen wie besessen einem Ring entgegen, wie ihn Hellmark noch nie gesehen hatte. Das Gebilde war aus dem Nichts entstanden, war gelb-rot. In dem Raum, den er umschloß, wirkte das Wasser dunkler und schien eine Eigenbewegung zu besitzen. So, als ob dort ein riesiger, unsichtbarer Mund atme…

Hellmark konnte es ganz deutlich sehen, daß Oceanus zuerst in dem Ring verschwand, plötzlich eine rasende Geschwindigkeit annahm und von einem dunklen glühenden Loch aufgenommen wurde.

»Er hört den Ruf, den Ruf aus der anderen Welt«, murmelte Turrak und grinste triumphierend. »Wie gern möchtest du ihnen folgen, nicht wahr? Es wäre ein Weg zurück für dich – aber wo der endet, weiß auch niemand, da die nach Blut und Leben dürstenden Monster in den Meeren zu Hause sind, nichts mehr von ihrem früheren Dasein wissen. Da lobe ich doch die Lage, in die dich dein Schicksal geführt hat. Hier weißt du, was dich erwartet. Der sichere Tod – durch meinen Degen. Jemand, der dich gnädiger behandelt, wirst du wohl nirgends finden… aber komm’, zuerst möchte ich dir noch etwas zeigen. Ich habe Zeit, viel Zeit mitgebracht. Für dich ist mir keine Minute zuviel…«

In Begleitung der aufmerksamen, bewaffneten Amazonen führte Turrak ihn nach oben. Hier lernte Björn Hellmark eine ganz andere Welt kennen. Er meinte, in ein Panoptikum zu kommen. Statuen standen da in Reih und Glied, wie aus Marmor gemeißelt oder aus Wachs gegossen. Ein Künstler schien hier sein riesiges Atelier zu haben. Nun war es von ihm verlassen…

So weit das Auge reichte – Statuen. Sie stellten die Horron-Barbaren in allen Entwicklungsstadien dar. Die meisten hatten die Form des Zweibeiners und erinnerten an gedrungene, flachköpfige Primitive aus der Urzeit der Erde. Die gefalteten Echsenflügel waren alle sehr hoch angesetzt.

Andere Horron-Barbaren hatten die Form des Fischmenschen, kräftige Arme und Beine. Bei dritten wiederum dominierte der Nixenleib, andere hatten einen unförmigen Körper, bei dem Kopf und Gliedmaßen wie Stümpfe hervorragten.

Eine seltsame, rätselhafte Welt, die Welt der Horron-Barbaren.

»Sie sind überall«, erklärte Turrak. »Und alle sind sie Stein. Auch draußen in den Straßen die Untertanen deines Oceanus sind Stein. Aber sie werden, wenn die Zeit gekommen ist – alle aus tausendjährigem Schlaf erwachen. Und abermals wird sich die Welt Horron verändern. Es ist dann nicht gut für Menschen, wenn sie hier sind. Aber du wirst diese Sorgen nicht mehr haben… diesmal, Kaphoon, wirst du unterliegen.«

Er schien seine Überlegenheit auszukosten und schob das Duell, das er angekündigt hatte, lange vor sich her, um die Freude um so länger zu haben.

Turrak zeigte ihm alle Etagen. In allen war es dasselbe. Statuen, die die Horron-Barbaren in sämtlichen Entwicklungsstadien zeigten.

Die Gestalten sahen aus wie mit Zuckerguß überschüttet. Sie waren weiß und porös…

Dann ging er zurück in die unterste Etage.

Hier begann der Kampf.

Turrak erwies sich als hinterlistig.

Er gab einer Amazone einen Wink. Die reichte Hellmark wortlos und ernst ein Schwert.

Er nahm es an sich. Es war schwer, unausgewogen und äußerst unhandlich.

»Ich weiß, daß du den Kampf liebst«, sagte Turrak höhnisch. »Dem trage ich Rechnung. Du darfst kämpfen. Mit allen. Und ganz zum Schluß – werde ich dir ganz allein gegenüberstehen…«

Hellmark merkte sofort, woher der Wind wehte.

Zuerst mußte er antreten gegen drei Amazonen. Sie kämpften wie die Teufel und brachten ihn in arge Bedrängnis. Eine wurde bei der Auseinandersetzung getötet, die zweite schwer verwundet, die dritte entwaffnet.

Turrak stand mit bewegungsloser Miene abseits, auf seine beiden Degen gestützt und gab ein neues Zeichen.

Diesmal waren es vier Amazonen, die Hellmark angriffen.

Björn merkte, daß seine Arme schwer wie Blei wurden. Das lag an diesem verdammten Schwert, mit dem er sich zur Wehr setzen mußte!

Der Schweiß rann ihm aus allen Poren.

Hellmark keuchte und fiel zu Boden. Vor seinen Augen begann sich alles zu drehen. Drei der vier Gegnerinnen drangen sofort auf ihn ein. Die vierte blieb zurück, sie war angeschlagen.

Weiterkämpfen, um nicht unterzugehen!

Er parierte. Metallisch hallten die Schläge durch den Saal mit dem leeren Riesenbecken. Die Schwerter klirrten, Funken sprühten von den geschliffenen Schneiden…

Mit beiden Händen packte Hellmark die Waffe und legte seine ganze Körperkraft hinein. Er registrierte, daß seine Gegnerinnen so

kämpften, daß seine Kräfte gefordert wurden, er aber keine ernsthafte Verletzung davontrug.

Sie dosierten ihre Hiebe sehr genau. Er blutete aus zahlreichen kleinen Wunden.

Und immer wieder hieß es, sich dem Gegner zu stellen. Turrak trieb ein grausames Spiel. Dieser »Zweikampf«, wie er ihn nannte, war dazu gedacht, ihn zu zermürben und für Turraks Klinge bereit zu machen!

Die Amazonen waren perfekte Kämpferinnen. Ihr Geschäft war das Töten. Hellmark wurde bis zum äußersten gefordert.

Er verteidigte sein Leben mit aller Kraft. Mehrere Gegnerinnen fielen seinen Hieben zum Opfer. Doch das schwere Schwert zog die Kraft aus seinen Armen und ließ sich ungenau führen. Er verlor unnütz an Substanz.

Doch dies war in Turraks Sinn, der plötzlich die Hand hob, als Hellmark taumelte, auf dem Boden blieb und in diesem Moment eine leichte Beute für seine Jägerinnen gewesen wäre.

»Genug!« rief der Mann mit dem Spitzbart und den kalt glitzernden Augen. »Überlaßt ihn mir. Jetzt bin ich an der Reihe. Nun, Kaphoon – du bist doch auch ein Meister des Degens, nicht wahr? Zeig, was du kannst! Hier nimm!«

Hellmark wandte müde und abgekämpft den Kopf. Wirr fiel das Haar in seine Stirn und klebte im Schweiß.

Turrak warf einen Degen, der punktgenau neben Hellmark auf dem Boden ankam.

»Kämpfe um dein Leben, Kaphoon! Greife nach dem Degen! Schwächling!«

Die höhnische Stimme riß den blonden Abenteurer in die Wirklichkeit zurück.

Verkrampft löste seine Rechte sich vom Griff des unhandlichen Schwertes.

Die Hand war blut- und schweißbedeckt.

Es kam ihm vor, als würde er ein Zentnergewicht bewegen, als er nach dem Degengriff tastete. Selbst diese handliche, federleichte und elastische Waffe bereitete ihm jetzt Mühe.

»Auf die Beine, Schwächling! Ich denke, es macht dir Spaß, andere im Kampf lächerlich zu machen. Nun werde ich dir vor den Augen meiner Amazonen zeigen, wie Kaphoon zu schlagen ist, wie sein legendärer Ruf unter den Eskapaden meines Degens zunichte gemacht wird…«

Er griff an.

Hellmark reagierte und wich der Spitze aus. Es war erstaunlich, woher dieser Mann nach den vorangegangenen Kämpfen, jetzt noch die Kraft nahm, sich einem Gegner wie Turrak zu stellen.

Der wollte Katz und Maus mit ihm spielen und ihn in die Enge treiben, um ihm dann den Todesstoß zu versetzen.

Doch so einfach, wie er sich das vorgestellt hatte, war es nicht.

Hellmark parierte und schlug die Angriffe zurück. Er mobilisierte seine letzte Kraft, um nicht unter Turraks Ansturm zu fallen.

In der großen Halle war es so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören. Nur das Klirren war zu hören, wenn die Klingen gegeneinander schlugen.

Da bekam Björn einen Stich. Die Klinge verletzte ihn am Oberarm. Der Getroffene wankte und stürzte. Turrak war mit einem blitzschnellen Schritt vor ihm. Hellmark schlug die Waffe zurück, kam wieder auf die Beine und trieb dann mit kurzen, raschen Vorstößen den Gegner vor sich her.

Turrak war anzusehen, daß er mit dem Verlauf des Kampfes nicht zufrieden war. Der Gegner war noch immer stärker, als er es sich gedacht hatte. Seine spöttischen Bemerkungen waren ihm vergangen. Der Kampf erforderte Aufmerksamkeit und Konzentration.

Björn wußte, daß die Begegnung mit Turrak schicksalsentscheidend für ihn war. Er forderte sich bis zum letzten.

Und das fast Unglaubliche geschah.

In einem blitzschnellen Vorstoß gelang es ihm, die beiden Haltespangen von Turraks Schultern zu lösen. Klirrend sprangen sie über den Boden. Ehe Turrak sich versah, fiel sein schwerer Ledermantel raschelnd zu Boden.

Eine Zehntel-Sekunde war der Dämonenscherge wie gelähmt. Dieses Überraschungsmoment nutzte Hellmark erneut.

Ein geschickter Vorstoß! Die Klinge öffnete Turraks Hosenbänder…

Der Mann mit dem Spitzbart gab einen Schrei von sich, als seine Hosen rutschten.

Er wollte einem vermeintlichen Stoß Hellmarks ausweichen, stolperte und riß seinen Degen noch empor. Die Spitze von Hellmarks Waffe hakte sich im selben Moment unter die Griffschalen von Turraks Waffe. Ein kurzer, scharfer Ruck, und der Degen flog sirrend durch die Luft.

Da stand Hellmark vor seinem Feind. Die Degenspitze saß genau an seinem Hals, während Björn Turraks rechten Arm packte und auf den Rücken zog.

Björn atmete schwer.

Die Amazonen und Turrak standen wie erstarrt.

»Schick' sie weg, Turrak«, keuchte Hellmark. »Oder sollen sie Zeuge werden, welche Art Unterwäsche du trägst? Vielleicht sind die Unterhosen diesmal wieder weiß-orangefarben, hm? Ich möchte mich gern mit dir allein unterhalten. Wenn du nicht tust, was ich von dir verlange, mache ich kurzen Prozeß. Denk' daran, daß ich nicht viel zu

verlieren, aber alles zu gewinnen habe…«

Turrak dachte daran. Er zischte seinen Begleiterinnen einen scharfen Befehl zu. Die gehorchten sofort.

Mit eisigen Gesichtern zogen sie sich zurück und verließen den Turm.

Dann war Hellmark mit Turrak allein.

»Was willst du von mir, Kaphoon?« fragte der Spitzbärtige. In seinen Augen glitzerte es kalt.

»Du sollst mir einen Weg zeigen. Du kennst einige Geheimnisse, in die du mich einweihen mußt.«

»Ich denke nicht daran…«

Hellmark verstärkte den Druck der Degenspitze.

»Was soll ich tun?«

»Hm, das hört sich schon freundlicher an«, nickte Hellmark zufrieden. »Es gibt nur einen einzigen Weg, Turrak: du bringst mich zurück.«

»Das geht nicht.«

»Du lügst! Du bist doch immer wieder in Xantilon. Und das liegt nicht in der Mikroweit, wenn meine Erinnerung mich nicht im Stich läßt. Ich gehe mit dir nach Xantilon, und dann werden wir sehen, wie es weitergeht. Zunächst aber, Turrak, führst du mich in die Höhle, in der mein kleiner Begleiter verschwunden ist. Ich vermute, daß du dich hier recht gut auskennst – und mit dem Monster auf gutem Fuß stehst. Ohne Whiss werde ich nicht von hier weggehen. Vorwärts, Turrak – und keine faulen Tricks! Diesmal begnüge ich mich nicht damit, dich in Unterhosen laufen zu lassen«, spielte Björn nochmal auf seine »frühere« Begegnung an, die er als Kaphoon mit Turrak gehabt hatte.

Der Spitzbart nickte und schluckte trocken. »Wenn ich tu', was du von mir erwartest, wirst du mich dann laufen lassen?«

»Ja. Für diesmal noch, Turrak. Aber sollte es irgendwo und irgendwann nochmal eine Begegnung geben, kommst du nicht mehr ungeschoren davon. Ich mache ein Geschäft mit dir. Du bringst mich weg aus dem Mikrokosmos und dafür schenke ich dir das Leben…«

»Okay, ich bin einverstanden. Gehen wir zur Höhle. Ich kann allerdings nicht versprechen, ob du deinen Begleiter noch lebend vorfindest…«

»Wir werden sehen«, erwiderte Hellmark ernst.

Die beiden Männer verließen den Turm. Hellmark war einzige, gespannte Aufmerksamkeit. Turrak bedeutete seine Überlebensgarantie. Wenn er erstmal in Xantilon war, konnte er handfest in ein Geschehen eingreifen, das für Zukunft und Vergangenheit der Erde gleichermaßen wichtig war.

Er mußte zunächst alles daransetzen, um aus dieser Sackgasse herauszukommen. Dabei dachte er an Arson und Carminia, die

ebenfalls in den Strudel der Ereignisse geraten waren. Auch sie befanden sich noch im Mikrokosmos. Sie waren allerdings von ihm durch zwanzigtausend Jahre getrennt. Ob sie noch lebten?

Alle diese Gedanken passierten Revue. Und er mußte auch an die seltsamen Ringgebilde denken, die für Oceanus und die Horron-Barbaren eine Verbindung in eine andere Zeit und in die Normalwelt darstellten. Das mußte er noch näher ergründen.

Doch erst dann, wenn er über Whiss' Schicksal Gewißheit hatte…

Sie liefen durch die leeren Straßen mit den überdimensionalen Statuen. Vor ihnen – jenseits der Schutthalden – lagder Eingang zur Höhle, in der Whiss verschwunden war.

Sie gingen darauf zu.

Björn Hellmark sah nicht das grausame, überhebliche, verräterische Lächeln, das plötzlich um Turraks Lippen spielte, als sie sich der Höhle näherten…

*

An Bord gab es keinen Menschen mehr!

Rani Mahay mußte sich mit diesem Gedanken erstmal vertraut machen.

Was war geschehen?

Er sah sich im ganzen Schiff um und suchte nach Spuren eines eventuellen Kampfes. Es existierten keine. Als er wieder hinaufkam, hörte er plötzlich außer dem gleichmäßigen Motorengeräusch das starke Plätschern der Wellen. Das war anders als vorhin.

Er beugte sich über die Reling. Was er sah, ließ seinen Herzschlag stocken.

Das Wasser schäumte. Massig und dunkel ragten die Köpfe riesiger Fischmenschen über die Wellenkämme hinaus.

Er hatte sofort einen Verdacht.

Das waren Angehörige des Volkes von Oceanus!

Hatten sie etwas mit den gespenstischen Ereignissen an Bord zu tun? Hatte Oceanus die Verschollenen wiedergefunden, aber nicht mehr so, wie sie einst waren?

Es blieb ihm keine Zeit, weitere Gedankengänge zu verfolgen.

Plötzlich war ein Rauschen über ihm.

Mahay wirbelte herum und sah den Flug-Vampir, der sich auf ihn stürzte. Hände packten den Inder und das Gebiß mit den spitzen Zähnen schlug zu. Rani spürte einen scharfen, brennenden Schmerz. Der Inder taumelte und flog gegen die Reling. Da legten sich nasse, schwere Hände, die 'mit Schwimmhäuten versehen waren, auf seine Schultern und zogen ihn mit einem Ruck über die Stange.

Das Wasser schlug über ihm zusammen. Vor Mahay begann sich

alles zu drehen. Mehrere der riesigen Körper stürzten sich von allen Seiten auf ihn.

Der Inder war durch den Biß angeschlagen. Etwas Fremdes tastete sich in sein Bewußtsein und lähmte seinen Willen… Der Gedanke an Marlos kam kaum mehr durch. Er hatte keine Kraft, sich nach dorthin zu versetzen. Und dann war es auch dazu schon zu spät. Der riesige Ring glitt aus unwirklicher Tiefe auf ihn zu. Das dunkle, pulsierende Zentrum nahm ihn auf wie ein Schlund…

Rani Mahay spürte die rasende Bewegung nicht, mit der sein Körper aus der Normalwelt in die Welt des Mikrokosmos gerissen wurde.

Er spürte einen ungeheuren Druck auf den Lungen und konnte nicht mehr atmen. Wasser… überall Wasser… dann mußte er es schlucken, atmen – und er stellte fest, daß sein Zustand besser wurde. In diesem Wasser gab es viel Sauerstoff…sein Blut wurde mit dem lebensnotwendigen Stoff versorgt.

Er fiel in eine grenzenlose Tiefe, spürte festen Boden unter den Füßen… und konnte laufen. Die anderen – Oceanus und sein Totenheer – waren auch da, umkreisten und beobachteten ihn.

Dann begann der tödliche Keim in seinem Blut zu wirken.

Rani Mahay veränderte sich.

Sein Körper wurde urwelthaft plump, Echsenflügel wuchsen ihm unterhalb der Schultern.

Dann wurde er fischähnlich und durchlief die bekannten Stadien der Horron-Rasse. Jetzt war der Körper des Inders nur noch ein unförmiger Kloß, der auseinanderfiel. Urplasma löste sich auf und verschwand im Nichts.

In der Welt des Mikrokosmos’ verschwand Rani Mahay, als hätte es ihn nie gegeben…

ENDE des 5. Teils

Björn Hellmark alias Macabros

Die Abenteuer eines außergewöhnlichen Menschen

Björn Hellmark ist der Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, die in der Clarion-Graben-Zone genau zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln liegt.

In der Geister-Höhle bewahrt er seine Trophäen auf, die er im Kampf mit Geistern, Dämonen und jenseitigen Mächten gewann, und die von großer Bedeutung für ihn sind. Er besitzt:

1. das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand führen kann.

2. die Dämonenmaske. Sie verwandelt seinen Kopf in einen Knochenschädel. So jedenfalls nehmen menschliche Augen ihn wahr. Dämonen sehen etwas darin, das sie zerstört.

3. den Trank der Siaris. Er bewirkt geistige Weitsicht. Zum falschen Zeitpunkt angewendet, bringt er jedoch den Tod.

4. die sieben Augen des Schwarzen Manja. Das sind faustgroße, rubinrote Objekte, die aussehen wie ungeschliffene Edelsteine. Sie heißen deshalb Manjaaugen, weil sie tatsächlich von dem Heiligen Vogel stammen, der in der Vergangenheit der Erde auf Xantilon lebte und etwa 700 Jahre alt wurde. Die Augen toter Manjas wurden zu Stein, die Körper vergingen.

5. Velenas Armreif. Er bewirkt Unsichtbarkeit. Darf aber nicht zu oft angewandt werden, da sich die darin gespeicherten magischen Energien mit der Zelt verbrauchen.

Hellmark hat die Gabe, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper heißt Macabros. Björn war in einem ersten Leben Kaphoon, ein Kämpfer für Recht und Freiheit.

Mit Björn Hellmark lebt eine Anzahl weiterer Menschen auf Marlos. Jeder hat eine eigene, einfach eingerichtete Blockhütte.

Carminia Brado: Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Hellmark nennt sie zärtlich »Schoko«. Sie hat ebenfalls schon mal gelebt, vor zwanzigtausend Jahren. Da war sie Loana, die Tochter des Hestus.

Rani Mahay: Inder, genannt »Der Koloß von Bhutan«. Kann mit bloßem Willen wilde Tiere zähmen.

Pepe: Hellmarks Adoptivsohn aus den Urwäldern Yukatáns. Er verfügt über parapsychologische Fähigkeiten. In seiner Gegenwart verbiegen sich Bestecke, zerplatzen Glühbirnen, bleiben Fahrstühle und Rolltreppen und manchmal auch Autos stehen…

Al Nafuur: Zauberpriester aus Xantilons Vergangenheit. Er existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich. Manchmal nimmt er geistigen (telepathischen) Kontakt zu Björn Hellmark auf.

Ak Nafuur: Zwillingsbruder. Jahrtausende lang nannte er sich

Molochos, um ewiges Dämonenleben zu besitzen. Mit Hilfe der sieben Manjaaugen konnten die bösen Geister der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my aus seinem Körper vertrieben werden.

Camilla Davies: Medium aus London.

Alan Kennen: Junger Mann, der Björn jegliche nur denkbare Unterstützung zukommen laßt.

Jim, der Guuf: Sein Vater war ein Kugelkopf, seine Mutter eine Menschenfrau, die gegen ihren Willen in die Vergangenheit der Erde verschlagen wurde. Jim wurde in der Gegenwart geboren. Er sieht aus wie ein Dämon – und ist eine Seele von Mensch. Durch sein Äußeres fällt er überall auf und die Menschen erschrecken vor ihm. Das macht ihn traurig. Auf Marlos fühlt er sich wohl.